4/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Feuer aus dem Wasser

TOKAMAK-15: der Kernfusion einen Schritt näher

Mehrertrag durch Pachtvertrag

Shilino — nicht länger ein vergessenes Dorf

Rarität Nr. 1

Hoch versichert wie ein „Rembrandt“: Goldener Affe aus Chinas Tiergärten

Wissenschaft aktuell
Ein neuer Schritt auf dem Weg zur Kernfusion: DDR-Forscher arbeiten bei ihren sowjetischen Kollegen an TOKAMAK-15 **Seite 4**

Bilder und Standpunkte
Anrainersorgen um die Gesundheit der Ostsee **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Dokumentation
Vor 70 Jahren wurde die Kommunistische Internationale gegründet **Seite 16**

Reportage
„Wir ziehen aufs Dorf!" Eine Region im Gebiet Orjol erwacht zu neuem Leben **Seite 20**

Tourismus-Ratgeber **Seite 24**

Leseraktion
Fotos, die eine Geschichte erzählen **Seite 26**

Geschichte
Wieviel sind vier Billionen? **Seite 28**

Amateurforscher
Pavel Pavel auf der Spur des „Steinernen Wunders" **Seite 30**

Literarische Erkundung
Markus Wolf: Die Geschichte der Troika **Seite 32**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Chljup und Krapa – eine Ferienabenteuergeschichte **Seite 40**

Leserforum **Seite 44**

Natur und Umwelt
Die seltensten der Seltenen – nie gesehene Tierformen in Chinas Zoologischen Gärten **Seite 46**

Bildbericht
Ein Arbeiter aus Magnitogorsk lud Erich Honecker in seine Stadt ein: FREIE WELT war in dem Ort, der in Kürze 60 wird **Seite 50**

Titelfoto:
Das Gatter der Tierklinik in Shanghai verhalf Claus Pohle zu einem Porträt des Goldhaar-Stumpfnasenaffen

Redaktionsschluß für dieses Heft: 20. 2. 1989

Dreiunddreißig Jahre später

Das Patenkind des Präsidenten

Elsa Bremer aus Magdeburg schickte uns diese Aufnahme vom 21. März 1956 zu unserer Leseraktion „Ein Foto aus meinem Leben". Ihre Begründung:

Aus der untersten Schicht der Schachtel habe ich das Bild hervorgekramt. Leider weilt mein Mann nicht mehr unter uns, denn es ist ja unsere gemeinsame Erinnerung. Damals war er Bürgermeister in Dalchau, einer Gemeinde bei Loburg. Dort wurde bei einer LPG-Bäuerin ein Kind geboren – es war das 10 000. Patenkind unseres Präsidenten Wilhelm Pieck. Das ganze Dorf hat mitgefeiert, ein wunderschönes und für uns alle unvergeßliches Erlebnis. Sogar das Fernsehen war da. Auf dem Foto steht mein Mann links neben der Mutter mit Kind.

33 Jahre später fuhren wir nach Dalchau, um das Patenkind und dessen Eltern zu treffen. Rosaria und Paul Beck, beide Genossen, sie Mitte siebzig, er bereits die Achtzig überschritten, leben nach wie vor in ihrem selbsterbauten Neubauernhaus, das die symbolische Nummer 49 trägt. Das Patenkind Johannes kam aus Möckern mit dem Trabi 'rüber, wo es als Vulkaniseur der PGH „Gute Fahrt" ein gefragter Mann ist. Eine Familie zieht Bilanz. Paul Beck – ehemaliger Landarbeiter, Aktivist der ersten Stunde, Mitbegründer und viele Jahre Vorsitzender der LPG. Einer, der immer voranging, ein streitbarer Charakter, der noch heute seine Umwelt kritisch sieht; vor allem, ob die Jungschen wohl auch richtig mit dem Bördeboden und den ihnen anvertrauten Maschinen umgehen. Rosaria – Mutter von acht Kindern, war lange Zeit mit dabei in der Feldbaubrigade, bis der Rücken nicht mehr wollte. Johannes – der Jüngste der Becks – und die sechs lebenden Geschwister und deren Partner haben es ebenfalls zu etwas gebracht: als Meister im Plattenwerk, als Schäferin und Schäfer, als Monteur für Verseilmaschinen, als Maurer, als Se-

kretärin im Thälmann-Werk, als Auslandsmonteur. Achtzehn Enkel und zwölf Urenkel vervollständigen die Familie. Bis jetzt! Und alle kommen immer wieder gern nach Hause. „Wenn wir zusammen sind und unsere Disko anschmeißen, gibt es Stimmung im Dorf“, sagt Johannes. „Fast so wie damals, als der Präsident uns besuchte“, ergänzt die Mutter, und in ihre Augen kommt Glanz. „Das war ein Trubel im Haus, daß man mich, den Vater, fast nicht mehr hereinließ“, erinnert sich Paul Beck augenzwinkernd. Nur Klein-Johannes, sieben Monate alt, der eigentliche Anlaß, sei von allem unberührt geblieben. Er hätte nur genüßlich an dem mitgebrachten Wiener Würstchen geknabbert.

Und heute? Johannes Beck, vom Vater wohl die Schlagfertigkeit geerbt, kennt man in Möckern nicht nur als zuverlässigen Handwerker und Mitglied der LDPD. Er ist ein Aktivposten im Karnevalsklub (immerhin neun Veranstaltungen für jeweils 500 Menschen), Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr und stellvertretender WBA-Vorsitzender. „Vor der Wahl gibt es alle Hände voll zu tun: Der Frühjahrsputz wartet, der Bau des beschlossenen Kinderspielplatzes, die Kontrollen zur Verwirklichung des Projekts Zentrale Wasserleitung und Entsorgung, dazu Wähleraussprachen, die Prüfung der Kandidaten. Aber wenn man weiß, was man will und gemeinsam handelt, kann man eine Menge bewegen.“ Die Familie mit den zwei Kindern verlange natürlich auch ihr Recht. Zumal die Frau nicht nur als Sekretärin an der POS „Wilhelm Pieck“ tätig ist, sondern daneben mehrere Tanzzirkel leitet.

Familienbilanz. Die Einsendung einer Leserin führte uns zu den Becks, zu Menschen, die es tausendfach in unserem Lande gibt. Ihr Leben bestätigt das, was der Wahlaufruf zum 7. Mai festgehalten hat: Bei uns herrscht soziale Sicherheit für alle, gibt es gleiche Bildungs- und Aufstiegschancen, keine Zukunftsangst, bei uns besitzt jeder eine Perspektive.

Wolfgang Scheel (Text)
Volker Hohlfeld (Foto)

Der

Was geschieht im Innern der Sonne? Wir sehen nur die Oberfläche, und selbst diese moderne und detailreiche „Falschfarb"aufnahme ihrer Korona gibt nur andeutungsweise Auskunft. Dabei bemühen sich Wissenschaftler und Ingenieure schon seit Jahrzehnten, die Verbrennungsprozesse in unserem Zentralgestirn für eine neue, schier unerschöpfliche Energiequelle durch die umweltsichere Kernfusion zu erschließen. TOKAMAK-15 ist die neueste Anlage dafür und wurde – hier als Modell in den abgedeckten Sonnenball montiert – gerade in Moskau in Betrieb genommen.

Sonne ein Stück näher?

Ein Beitrag von Dr. Dietrich Pätzold

Der Sonne ein Stück näher?

tuation an unserer Anlage, wo wir uns intensiv bemühen, den nuklearen Dauerbrand endlich in Gang gesetzt zu bekommen!“

Die letzten Worte des Gelehrten reißen mich aus meinen Traumbildern zurück, drei Tage retour in die Wirklichkeit des auslaufenden 88er Jahres, wo ich diese Ausführungen zum ersten Mal gehört hatte: Am Abend dieses 28. Dezember findet im Moskauer Kurtschatow-Institut für Atomenergie ein Meeting zur Einweihung von TOKAMAK-15 statt, der nunmehr modernsten und größten sowjetischen „Sonnenmaschine“. Akademiemitglied Professor Boris Borisso-

Akademiemitglied Professor Boris Kadomzew (links), Gesprächspartner der FREIEN WELT in Moskau: im April 1988 wurde dem weltbekannten Fusionsforscher die Ehrendoktorwürde der Berliner Humboldt-Universität verliehen

witsch Kadomzew vergleicht sie in seiner Rede mit einer Orgel, deren Errichtung durch die Kunst vieler Menschen und Organisationen in der Sowjetunion und den sozialistischen Bruderländern möglich wurde. Jetzt müssen die Physiker nur noch auf diesem wunderbaren Instrument in solcher Harmonie zu spielen lernen, daß es die ersehnte Hymne auf den menschlichen Schöpfergeist erklingen läßt…

„Haben Sie schon einmal versucht, ein Brikett mit einem Streichholz anzuzünden?“ Während der Professor spricht, sehe ich ihn unwillkürlich vor dem Feuerloch des großen Kachelofens in einem russischen Bauernhaus knien. In dieser kalten Neujahrsnacht sind alle Wege in die Stadt zugeschneit, und nur sehr gedämpft durch die frostdünne Luft herüberklingende Orgelmusik läßt die Nähe einer menschlichen Ansiedlung ahnen. „Das wird nicht klappen“, fährt Boris Borissowitsch fort, „denn damit sie Flammen schlagen, braucht man eine bestimmte Menge schon erhitzter Kohlen. So viel, daß die Wärmeverluste an der Oberfläche durch den Energienachschub von innen wenigstens kompensiert werden. Deshalb greift man zunächst zu Spänen und Holzscheiten. Ist die Masse der damit vorgewärmten Kohlen dann groß genug, brennen sie von alleine weiter… Ähnlich ist die Si-

Krapfen heiß gefüllt: „Spielt mir das Lied von der Sonne!“

Es ist ein alter Menschheitstraum, das göttliche Feuer der Sonne auf die Erde zu holen. Keine Licht- und Wärmequelle, die beständiger und auch nur im entferntesten mit ihr zu vergleichen wäre. Das Prinzip, aus dem unser Tagesgestirn seine Kraft schöpft, heißt Kernfusion: in einem sogenannten Kohlenstoff-Stickstoff-Zyklus werden jeweils vier Wasserstoffkerne zu einem Heliumatom verschmolzen. Bei dieser nuklearen Fusion wird eine gewaltige Wärmemenge freigesetzt. Eine „Sonnenmaschine“ – die technische Nachbildung der solaren Verbrennungsprozesse auf der Erde – würde den Energiehunger der modernen Industriegesellschaft für viele, viele Generationen stillen können. Denn der nukleare Brennstoff Deuterium beispielsweise, auch „schwerer Wasserstoff“ genannt, steht in den Meeren und Seen unseres Planeten faktisch unbegrenzt zur Verfügung. Theoretisch kann ein Liter Wasser im Kernfusionsofen ebensoviel Wärme abgeben wie 300 Liter Benzin bei der chemischen Verbrennung.

Allerdings dauert ein Fusionszyklus auf der Sonne etwa eine Million Jahre. Und bei einer direkten Verschmelzung von Wasserstoffkernen sind es sogar 10 Milliarden Jahre. Der „himmlische Akt“ vollzieht sich also in Zeiten, die dem Wissenschaftler auf Erden nicht als Vorbild dienen können. Und im Innern des riesigen Sonnenballs herrscht ein Schwerkraftdruck, der auf unserem kleinen Planeten nicht vorstellbar ist. Die Sonne profitiert nur von ihrer immensen Ausdehnung und den schon seit Jahrmillionen ablaufenden Fusionsprozessen. Wie aber dem Gestirn nacheifern, ohne die für Erdenbedingungen viel zu langsamen Zyklen und den zu hohen Druck zu kopieren? Den Ausweg sehen Physiker darin, das künstliche Himmelsfeuer noch höllischer zu gestalten als in der Natur: die nuklearen „Briketts“ zum Entzünden der Kernfusion einer Temperatur von mindestens 100 Millionen Grad auszusetzen. Zum Vergleich: im Innern der Sonne herrschen aller Berechnung nach ungefähr 14 Millionen Grad, auf ihrer Oberfläche sind 6 Millionen gemessen worden.

Bei Temperaturen von über 10 000 Grad befindet sich jede Materie in einer Zustandsform, die in der Physik als Plasma bezeichnet wird: Die sonst den Atomkern umkreisenden Elektronen lösen sich vom Kern, es entsteht ein Gas aus zwei verschieden geladenen Komponenten – den freien Elektronen als negative Ladungsträger und den positiven Kernen. Die gleichnamige Ladung dieser Ionen drückt sie bei jedem Annäherungsversuch wie gleiche Pole starker Hufeisenmagneten auseinander. Sie trotzdem zusammenzubringen, bedarf es riesiger Kräfte. Eben solch eines Superdrucks, wie er auf Grund der gewaltigen Masse im Innern der Sonne herrscht. Oder der Beschleunigung durch eine große Wärmezufuhr von außen. Das hat aber nur Erfolg, wenn den aufgeheizten Teilchen dabei keine Fluchtmöglichkeit bleibt. „Ein amerikanischer Kollege hat das einmal mit der Aufgabe verglichen, einen Pudding mit Gummibändern festzuhalten“, sagt Professor Kadomzew.

Das Zauberwort, mit dem sich ein solches Unterfangen bewerkstelligen läßt, ist eine sowjetische Idee und heißt „magnetischer Plasmaeinschluß“. Man macht sich dabei die Tatsache zunutze, daß geladene Teilchen in einem Magnetfeld auf eine kreisförmige Bahn gezwungen werden und nicht mehr frei sind. „Nun stellen Sie sich einen riesigen Krapfen vor“, erklärt der Professor, „nur daß die Wände des Rings nicht aus Hefeteig, sondern Stahl bestehen. Und im Innern des Rings ist schwerer Wasserstoff. Anstelle des Puderzuckers sind von außen Spulen darum gewickelt, die das Magnetfeld erzeugen, in dem das Plasma gefangengehalten wird. Kein kulinarisches, sondern ein in der Realität natürlich weitaus komplizierteres technisches Wunderwerk.“ Seine Erfinder gaben ihm den Namen TOKAMAK, was nichts anderes als „TOroidale – also ringförmige – KAmmer mit MAGneten“ heißt. Wobei es für das K am Ende anstelle des G laut Aussage des Professors eine ganz simple Erklärung gibt: Es ließ sich einfach weicher aussprechen.

Der gezähmte Höllenstrom: „Vor dem Paradies kommt das Fegefeuer!“

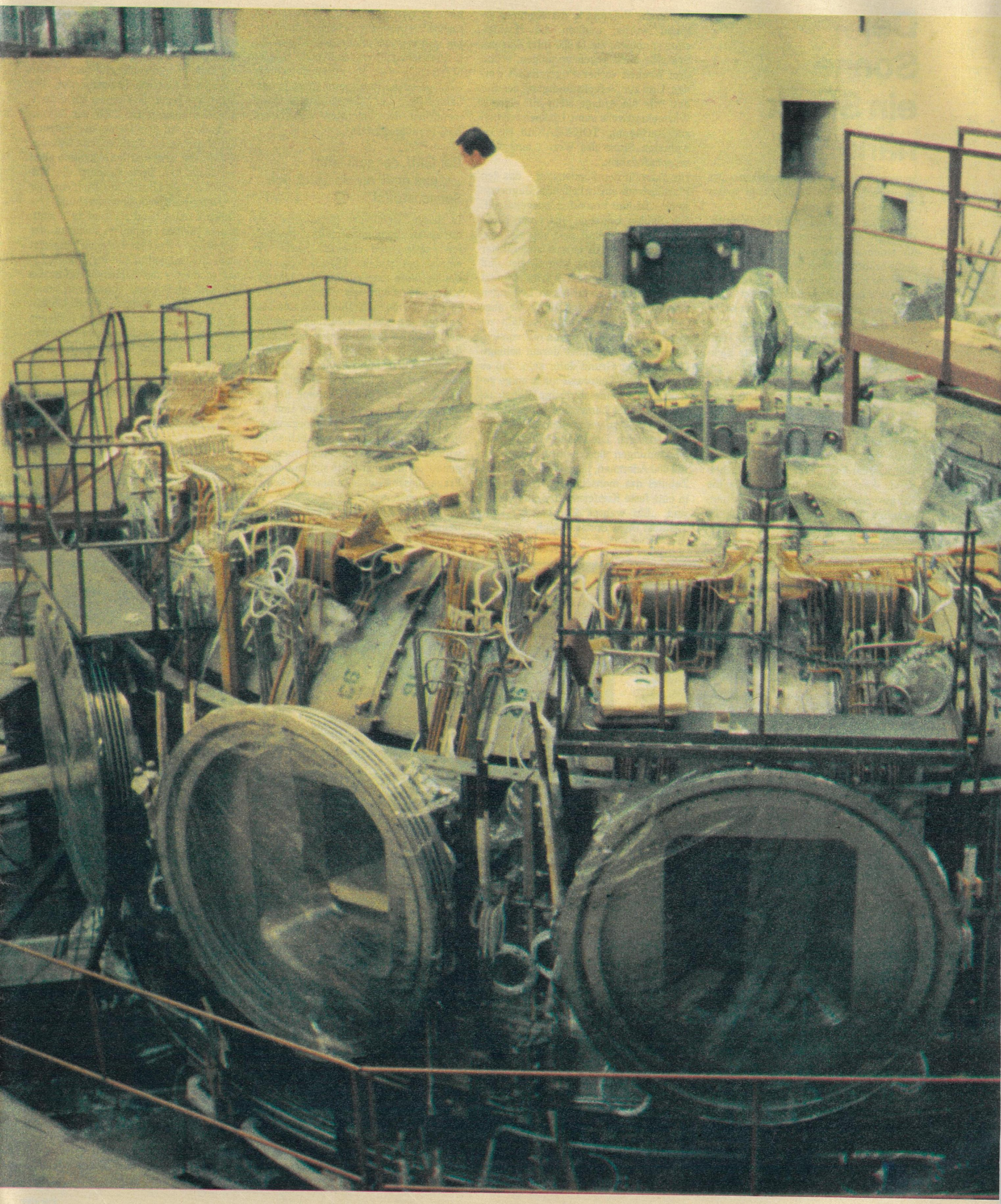
Die erste „Sonnenmaschine“ nach dem TOKAMAK-Prinzip wurde 1956 in der Sowjetunion in Betrieb genommen. „Doch an eine Fusion war damals noch gar nicht zu denken. Ja, heute lächelt mancher sogar über das Plasmavolumen von unter einem Kubikmeter, mit dem wir in der Anlage experimentierten“, erinnert sich Professor Kadomzew. „In JET beispielsweise, der bisher weltgrößten TOKAMAK-Anlage, die in England steht, wo man im Herbst superheißes Plasma mit über 100 Millionen Grad schon für mehrere Sekunden stabil halten konnte, sind es immerhin 160 Kubikmeter…“

1961 wurde im Moskauer Kurtschatow-Institut die Anlage TOKAMAK-3 fertiggestellt. „Und sieben Jahre später erreichten wir damit Plasmatemperaturen von über 10 Millionen Grad und konnten sie für einige Hundertstel Sekunden aufrechterhalten. – Das war der Durchbruch für das bis dahin bei Theoretikern wie Praktikern nicht weniger heiß umstrittene Prinzip“, erzählt Professor Kadomzew. „Bis Ende der 60er Jahre fand die TOKAMAK-Forschung faktisch nur in der Sowjetunion statt, obwohl wir alle Resultate frei zugänglich gemacht hatten. Nun griff die ‚Tokamanie‘ unter den Fusionsforschern zahlreicher Länder um sich. Heute geht die Zahl solcher Anlagen – von vielen kleinen bis zu wenigen ganz großen – weltweit in die Hunderte. Und für immer neue TOKAMAK-Experimente werden im Jahr etwa eine Milliarde Dollar ausgegeben…“

1975 jedoch wurde zunächst einmal mit TOKAMAK-10 die damals größte Fusionsanlage der Welt in der UdSSR in Betrieb genommen. Hier wollten die Wissenschaftler ein Plasma mit 10 Millionen Grad in einem bedeutend größeren Volumen als bei TOKAMAK-3 er-

---

Als hätte der New-Yorker Verpackungskünstler Cristo hier eines seiner spektakulären Projekte realisiert: TOKAMAK-15 bei den letzten Montagearbeiten wenige Wochen vor Inbetriebnahme



Der Sonne ein Stück näher?

zeugen und es stabil isolieren. Das wurde schon 1978 geschafft, ja später sogar noch überboten.

„100 Millionen Grad ist die Temperatur, die man nach unseren Berechnungen für einen ‚richtigen' Thermonuklearreaktor braucht. Damit meine ich eine Anlage, die mindestens soviel Energie freisetzt wie man in sie hineinsteckt – wo also, um auf die ‚Briketts' zurückzukommen, die Kohlen von selber brennen. In der Sowjetunion haben wir diese Temperatur an TOKAMAK-10 für die Elektronenkomponente des Plasmas geschafft. Das ist für den weiteren Fortgang der Arbeiten nicht unwichtig, da die Elektronen am mobilsten sind, sich schwieriger bändigen lassen und viel davon abhängt, wie man sie unter Kontrolle hat. Doch für die Kernfusion selbst ist die Ionenkomponente entscheidend, denn schließlich müssen ja die Kerne verschmelzen. Hier auf die notwendige Temperatur zu kommen, ist das Ziel der neuen Anlage TOKAMAK-15. Da wir sie jetzt erfolgreich starten konnten, gehe ich davon aus, daß wir den kritischen Aufheizpunkt wahrscheinlich im Jahre 1990 erreichen werden. Wenn uns das Maschinchen nicht im Stich läßt..."

Die liebevoll in der Koseform bezeichnete „Maschine" wiegt anderthalbtausend Tonnen, ist in einer Halle von der Größe eines Fußballplatzes montiert und sieht aus der Vogelperspektive wie ein Seestern mit 12 Meter Durchmesser aus. Sie ist umgeben von einem dicken Mantel zum Schutz vor Strahlungen und trägt auch als sogenanntes „biologisches Schild" einen 300 Tonnen schweren „Sandwich" aus Polyäthylen und Blei. Damit das notwendige, wahrhaft kosmische Vakuum in der Kammer erreicht wurde, mußten die Hochleistungspumpen, die 15 000 Liter Gas pro Sekunde abzusaugen vermögen, schon drei Wochen vorher eingeschaltet werden. Und zur Vervollständigung des Bildes: Für die Anlage steht ein eigenes Wärmekraftwerk samt Umspannstation zur Verfügung. TOKAMAK-15 ist im wahrsten Sinne des Wortes eine Wissenschaftsfabrik.

Die Falle für den Sonnenstoff – das den Plasmastrom einschließende Magnetsystem – ist hier besonders ausgeklügelt: Die Spulen bestehen aus einer Niob-Zinn-Legierung und sind supraleitend. Das heißt, daß ein einmal zugeführter Strom faktisch ewig weiterkreist und sich nicht in Form von Wärme abnutzt wie in unseren elektrischen Leitungen daheim. Der Werkstoff dafür ist aber zerbrechlich wie Glas und zerfällt sogleich in Pulver, wenn man nur vorsichtig mit einem Hammer darauf schlägt. Das mag der Grund dafür sein, daß es bisher in der Weltpraxis nur wenige gewagt haben, eine derartige Konstruktion in solcher Dimension – das supraleitende System wiegt allein 100 Tonnen – einzusetzen. Die „Kabel" für die Spulenwindungen bestehen übrigens aus 150 000 Äderchen, jedes so dünn wie ein Zehntel des menschlichen Haares, die in eine feste Kupfermatrize eingelassen sind. „Ein wahres Kunstwerk", kommentiert Boris Borissowitsch.

„Ursprünglich waren wir davon überzeugt, daß sich die Tore in das ersehnte Gebiet der ultrahohen Temperaturen ohne weiteren Widerstand öffnen werden, wenn erst einmal die Physiker mit ihrer kreativen Energie kräftig dagegendrücken", sagte schon im Jahre 1961 Akademiemitglied Professor Lew Artsimowitsch, der inzwischen verstorbene Leiter der Plasma-Forschung im Kurtschatow-Institut, auf einer internationalen Fusionskonferenz in Salzburg. „Es ist jetzt klar, daß sich das als ebenso unbegründet erwiesen hat wie die Hoffnung des Sünders, das Paradies betreten zu können, ohne das Fegefeuer durchlaufen zu müssen. Wir werden das Fegefeuer erst verlassen können", betonte er, „wenn wir das Hochtemperaturplasma in unseren Händen stabil, ruhig und rein wie einen Begriff aus der theoretischen Physik halten..." Und er unterstrich, daß die Fusionsforschung wohl geradezu dazu geschaffen, ja verdammt sei, die internationale Zusammenarbeit der Gelehrten der ganzen Welt herauszufordern ...

Der GAU, der ausbleibt: „... und greif' dir ein Stück des Sonnenstoffs!"

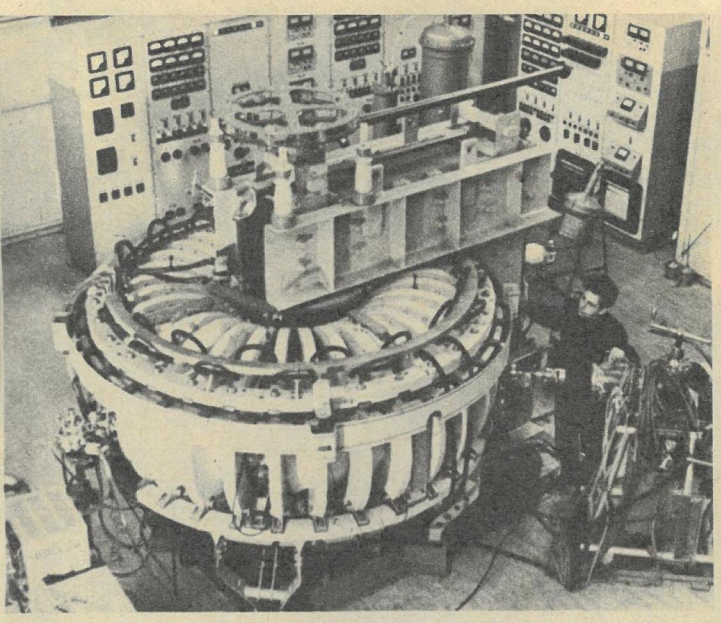
In dieser „Urzeit der Kernfusion", als die ersten „Sonnenmaschinen" geschaffen wurden und man überhaupt erst einmal ein stabiles Plasma erzeugen mußte, hatte man eines außer acht gelassen: Zwar wird das superheiße Wasserstoffplasma im TOKAMAK vom Magnetfeld am Auseinanderfliegen gehindert, doch es finden sich immer besonders schnelle Teilchen, die diese Falle durchbrechen und auf die Metallwand des Reaktors aufprallen. Dabei schlagen sie Metall- und Gasatome heraus, die das Plasma verunreinigen und dadurch den ganzen Aufheizvorgang erheblich stören. Ob dem wirklich so ist, wußte lange Zeit allerdings niemand genau, denn keiner hatte sich mit dieser Frage beschäftigt. Zumindest keiner der Fusionsforscher.

Im Berliner Zentralinstitut für Elektronenphysik gab es eine ganze Abteilung für Plasma-Wand-Wechselwirkungen. Zwar ging es dort um bescheidenere Forschungsgegenstände – beispielsweise um Leuchtstoff„röhren". Doch aus den dabei über Jahre gewonnenen Erfahrungen müßte sich doch auch dem TOKAMAK ein Analysegerät „auf den Leib schneidern" lassen, um auf experimentelle Weise Licht in das zu bringen, was unmittelbar im Herz der „Sonnenmaschine" hinter den Wänden geschieht. Ein Gedanke, der nicht mehr unterzukriegen war und die Berliner Forscher schließlich einen Brief nach Moskau schreiben ließ. Die Antwort war 1975 eine Einladung des Staatlichen Komitees für Atomenergie der UdSSR. Zunächst zu einer Riesenrundreise von Leningrad bis nach Jerewan: systematisch durch alle Institute, die auf dem Gebiet der Plasmaphysik und Fusionsforschung arbeiten. Und ganz am Ende dann die offizielle Bitte, mitzumachen... Das war übrigens noch drei Jahre vor jener 34. Sitzung der Ständigen Kommission des RGW zur Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Nutzung der Kernenergie für friedliche Zwecke, auf der die sowjetische Delegation allen sozialistischen Bruderländern die Mitarbeit an der Lösung des Problems der gesteuerten Kernfusion vorschlug.

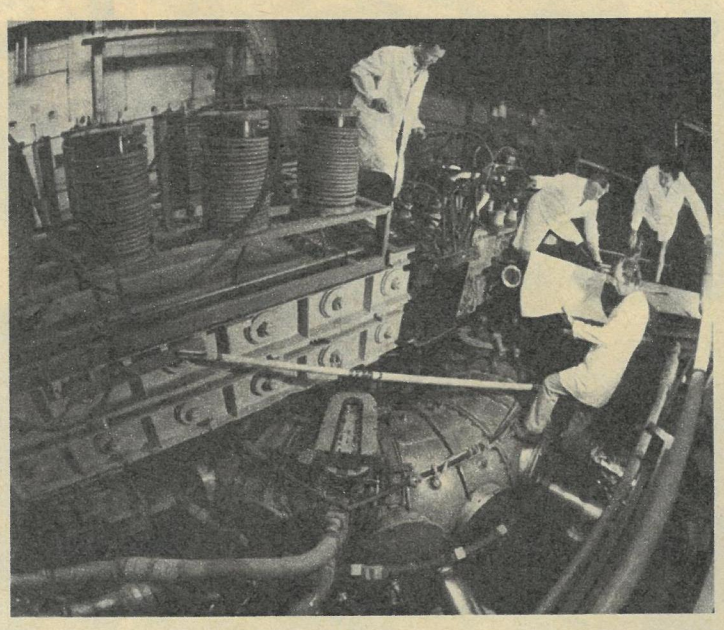
Diese Sitzung fand im Juni 1978 statt; jenem heißen Sommer auch an der Spree, da – wie sich Professor Lingertat vom Zentralinstitut für Elektronenphysik erinnert – das Urlaubshoch fast das Projekt der Berliner Forscher in seiner Endphase zum Platzen gebracht hätte. WASA, ihr den sowjetischen Kollegen versprochenes Meßgerät, mußte zum Herbst fertig sein und pünktlich nach Moskau geschafft werden. Denn die TOKAMAKs werden zu einem bestimmten Zeitpunkt angefahren, und wer dann nicht seine Vorbereitungen abgeschlossen hat, der kann eben nicht experimentieren. „Harte Bräuche, ähnlich wie bei Interkosmos", sagt Professor Lingertat.

Er gehörte damals zu den zwei jungen DDR-Wissenschaftlern, die das Gerät nach Moskau begleiteten und dann in den ersten zwei Jahren seines Einsatzes mit dabei waren. Erstmals an einer solch großen und berühmten Wissenschaftsmaschine. „Zunächst haben wir nur ‚parasitäre' Experimente gemacht, d. h. man gestattete uns zu arbeiten, wenn wir im Rahmen eines größeren Experiments nicht störten", erinnert er sich. „Als sich jedoch herausstellte, daß die Ergebnisse für den Betrieb der Maschine insgesamt interessant sind, besa-

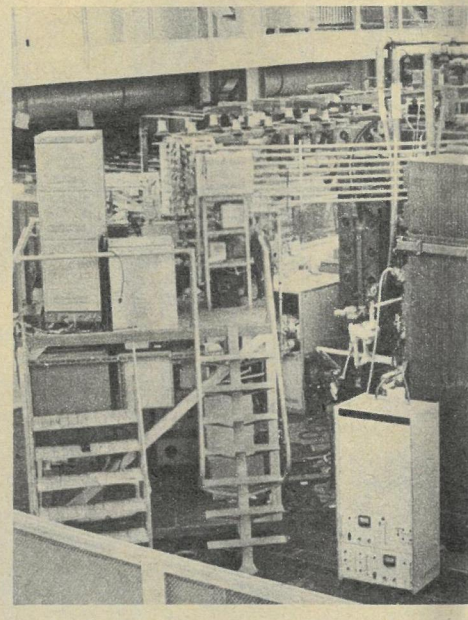
Seit TOKAMAK-10 in Moskau mit dabei: Professor Johann Lingertat vom Zentralinstitut für Elektronenphysik in Berlin, dessen Kollektiv 1986 mit dem Nationalpreis der DDR ausgezeichnet wurde



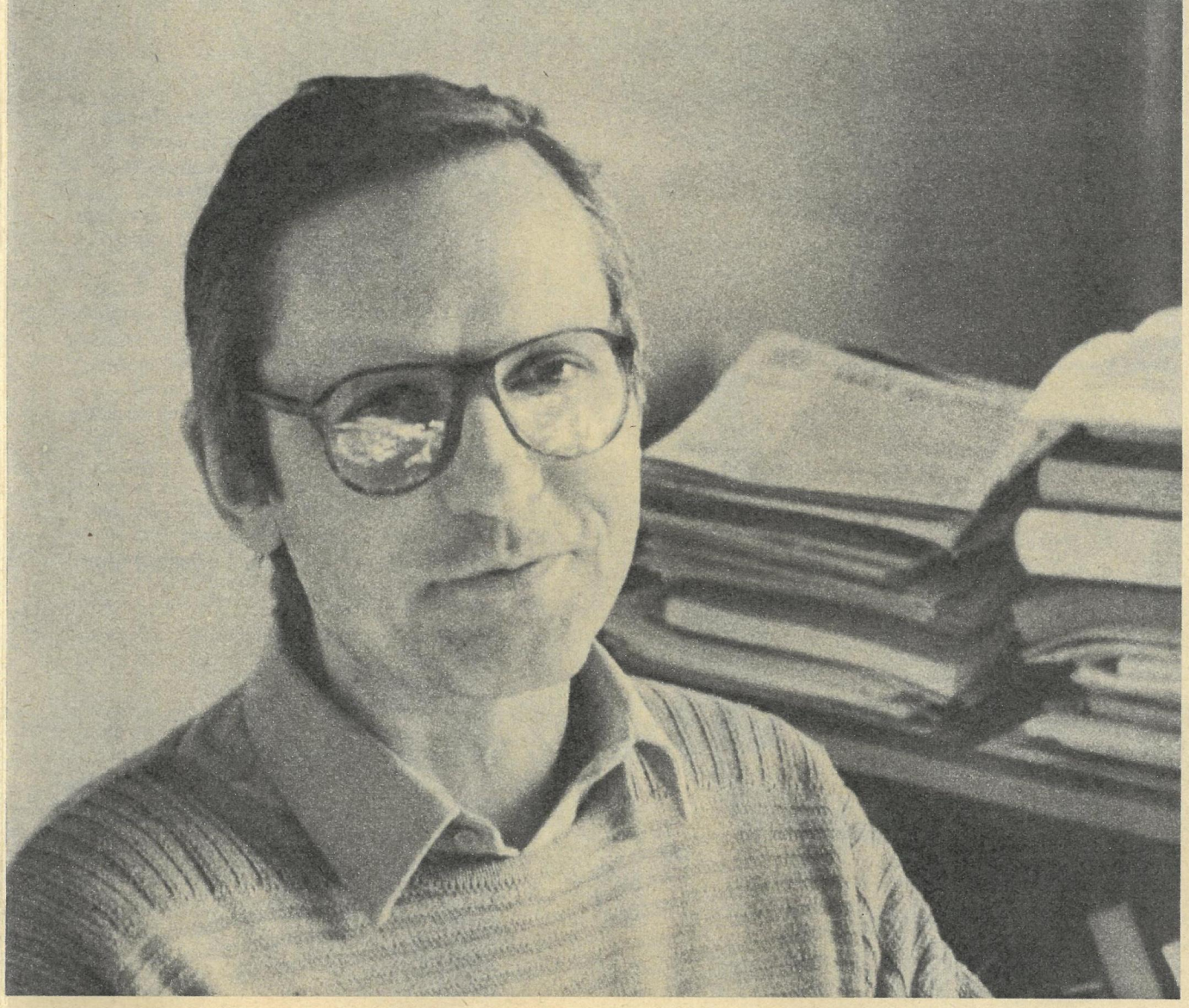
T-6 „... wie ein riesiger Krapfen, der mit schwerem Wasserstoff gefüllt ist."

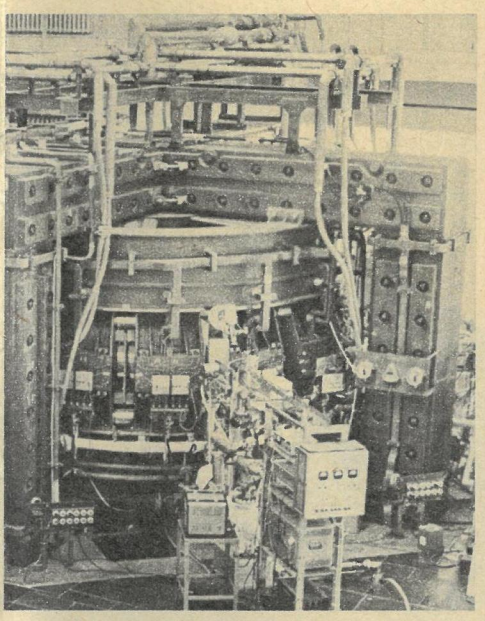


T-7 „Außen sind Spulen angebracht, die das Magnetfeld erzeugen, in dem das Plasma gehalten wird."

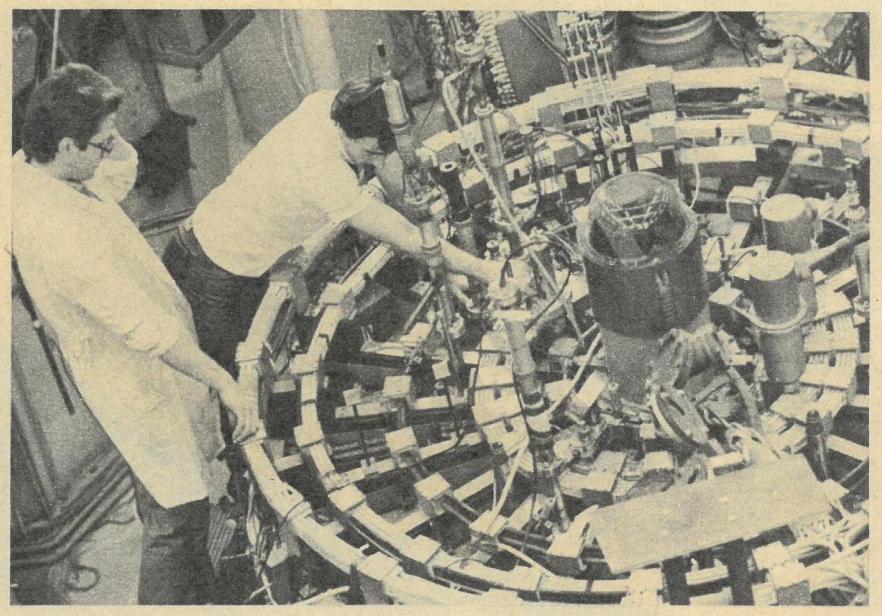


T-10 „Moderne Fusionsanlagen noch mit den Beschleuni





sind riesige Wissenschaftsmaschinen, nur gern der Kernforscher vergleichbar."



T-13 „Ein Bewährungsfeld für Künstler und Filigranarbeiter: der kleinste Mißton bringt die Sonnenorgel zum Verstummen."

ßen bald auch unsere Vorschläge außerordentliche Priorität."

Das verständlicher zu machen, wollen wir kurz die Arbeitsweise des DDR-Geräts beschreiben: Um an verläßliche Daten über das Plasma in Wandnähe heranzukommen, wird dort eine spezielle Sonde eingeführt – eine Art Angelhaken, an dem ein winziges Stück des Teilchenschwarms hängenbleibt. „Wie in der Science-fiction-Erzählung, wo der Held der Geschichte sich eine Sonnenfackel greift", erklärt uns in Moskau Professor Kadomzew. „Und jetzt kommt das Entscheidende: Wenn in der Vakuumkammer einzelne Teile besonders stark beansprucht sind, dann tauchen im wandnahen Bereich des Plasmas unweigerlich sehr viele Partikel daraus auf. Aus der Zusammensetzung kann man auf die Herkunft schließen und weiß, was im Inneren des Herzstücks der Maschine los ist, wo bald Ausfälle zu erwarten sind." Ein Diagnostikverfahren für die künftige kommerzielle Nutzung von TOKAMAK-Kraftwerken. Auf Initiative der Sowjetunion – zuletzt wieder als offizieller Vorschlag auf dem Gipfeltreffen der UdSSR und der USA in Genf eingebracht – arbeitet man seit Jahren an der Schaffung eines internationalen Kernfusionsreaktors. Während es zunächst dafür eine internationale Arbeitsgruppe aus der UdSSR, den USA, westeuropäischen Staaten und Japan gab, die in Wien zusammentraf und dort entsprechende „Hausaufgaben" verteilte, die dann in den Laboratorien der einzelnen Länder gelöst wurden, ist jetzt ein Kollektiv von ungefähr 40 Wissenschaftlern in Garching bei München ständig tätig und stützt sich nur noch auf die Heimatkollektive. Aufgabe ist, bis 1990 die Konzeption des Projekts fertig zu haben, experimentell untermauert. „Der Preis einer solchen internationalen Anlage ist mit den Kosten einer gewaltigen Autofabrik zu vergleichen", sagt Professor Kadomzew. „Doch Berechnungen der Fachleute haben gezeigt, daß die Fusionsenergie dann jedem Land um die Hälfte bis zwei Drittel billiger kommt, wenn sie zusammenarbeiten. Wird die Übereinkunft für die Errichtung des internationalen TOKAMAK-Reaktors, der ITER heißen soll, erreicht, müßte man die endgültige Projektierung und Errichtung in sieben Jahren schaffen können..."

Übrigens werden sich die Kosten eines Fusionskraftwerkes – im Unterschied zu anderen Elektrizitätsgroßerzeugern – in der Hauptsache auf die Investitionen erstrecken; weniger als 10 Prozent gehen nach Inbetriebnahme zu Lasten des Brennstoffs und der Versorgung der Anlage. „Mit dem Industrie-Prototyp werden wir sicherlich auch zur wirtschaftlichen Rechnungsführung übergehen können", sagt Professor Kadomzew auf eine entsprechende Frage. „Im jetzigen Stadium unserer Arbeit jedoch, die Grundlagenforschung ist, erweist sich dieses Prinzip, das in manchen Diskussionen in letzter Zeit generalisiert wird, als bedeutungslos ..."

Kernfusionsforschung bleibt also vorerst sehr teuer? „Natürlich, TOKAMAK-15 kostet mit allem Drum und Dran rund 200 Millionen Rubel", betont Professor Kadomzew. „Und daß auch immer höhere Aufwendungen von unseren Partnern verlangt werden müssen, sehen Sie an dem WASA-Nachfolger aus der DDR, der mit seinem 17 Meter langen Ultrahochvakuum-Rohrsystem und 3 Meter langen Wagen für den Probentransport zwischen dem Reaktor und der Analysestation schon vom Äußeren beachtlich zugenommen hat. Dabei wird TOKAMAK-15 aber die letzte große Forschungsanlage zur Kernfusion sein, die wir in der Sowjetunion gebaut haben. Hier muß das Plasma den Zustand des Selbstbrennens erreichen, damit wir in der nächsten Maschine, die schon ein industrieller Vorprototyp-Reaktor sein wird, das technische Prinzip der Elektrizitätserzeugung durch Kernfusion demonstrieren und allseitig testen können."

Die Zeit dafür drängt. Denn in der heutigen Welt verdoppelt sich der Energieverbrauch fast alle 15 Jahre, wobei mehr als 90 Prozent aus sogenannten nichterneuerbaren organischen Brennstoffen stammen – Kohle, Erdöl und Erdgas, deren Vorräte bei den jetzigen Steigerungsraten in 100 bis 200 Jahren verbraucht sein dürften. Die Menschheit braucht also eine neue Energiequelle! Erst ein Fusionsreaktor kann die ungebärdige Atomenergie wirklich sicher zähmen. „Denn bei der Kernverschmelzung ist im Gegensatz zur bisher praktizierten Kernspaltung eine unglückliche Kettenreaktion – der ‚größte anzunehmende Unfall', kurz: GAU – unmöglich: Ein Versagen des Plasmaeinschlusses führt zum Erlöschen der Fusionsreaktion. Wie bei der Kohlenglut, wenn Sie ein Ofenfeuer mit dem Schürhaken auseinanderschieben."

Auf die Frage, ob es denn überhaupt eine Lösung des Problems der kontrollierten Kernfusion geben werde, hatte Professor Artsimowitsch schon 1961 in seiner Salzburger Rede die Antwort gegeben: „Vielleicht nur dann, wenn das Bedürfnis der Menschen nach neuen Energiequellen so drängend wird, daß alle Möglichkeiten zu seiner Befriedigung untersucht werden."

Fotos: V. Billeb (2), V. Hohlfeld, D. Steinberg, Archiv, APN (2), TASS (2).

Was für ein Erlebnis, die See, ihre urwüchsigen Kräfte zu spüren, ihre Wandlungsfähigkeit zu beobachten und die eigenen Gedanken auf den Wellenkämmen in die Weite zu schicken. Wer denkt in einem solchen Moment schon daran, daß der Reichtum der Meere und Ozeane nicht unerschöpflich ist, daß die marinen Ökosysteme sehr empfindsam und anhaltend auf Eingriffe des Menschen reagieren. Kleine, relativ abgeschlossene Rand- und Mittelmeere wie unsere Ostsee sind davon wegen der begrenzten Austauschvorgänge mit den Ozeanen besonders betroffen. Als Meeresbiologe muß man sich diesem Problem stellen. Wie ist das nun mit der Ostsee? Sie ist ein Beispiel intensivster Nutzung eines Meeresgebietes, das mit seiner Fläche zwar nur 0,1 Prozent der Weltmeere ausmacht, in dessen Einzugsgebiet jedoch durch sieben entwikkelte Industriestaaten ca. 15 Prozent der Weltindustrieproduktion erbracht werden. Dazu kommen eine intensive Landwirtschaft, hoher Urbanisierungsgrad und Nutzung der See als eine europäische Hauptverkehrsader. Dadurch gelangen jährlich große Mengen an Nähr- und Schadstoffen in das Meer. Sie führen im Gewässer zu den unerwünschten Eutrophierungserscheinungen wie erhöhtes Algenwachstum und zunehmender Sauerstoffmangel durch den Abbau organischer Biomasse. Sauerstoffzehrende sowie toxische Stoffe schaffen weitere Risiken für die Stabilität des Ökosystems. Deutliche Zeichen dafür sind ein genereller Rückgang der Artenvielfalt und die Abnahme der Artenhäufigkeit, unter anderem bei Großalgen und Weichtieren wie den Schnecken und Muscheln.
Eine Verbesserung der Sauerstoffver-

hältnisse, insbesondere in Tiefenwasserbereichen der Ostsee, wird derzeit nur durch die unregelmäßigen, oft Jahre auseinanderliegenden, windinduzierten Einbrüche von salz- und sauerstoffreichem Nordseewasser erreicht.
Grundsätzlich ist die Verantwortung des Menschen gefragt, soll der Zustand der Ostsee verbessert werden. Dieser Tatsache entsprechend arbeiten die sieben Ostseeanliegerstaaten im Rahmen der Helsinki-Konvention seit 1974 zusammen – in einer auf der Welt leider noch einmaligen Form. Es wird versucht, den aktuellen Zustand aller Bereiche der Meeresumwelt zu erfassen und Maßnahmen gegen den Belastungstrend einzuleiten. Diese Arbeit der Helsinkikommission mündet in Empfehlungen an die Regierungen, die von Jahr zu Jahr präzisiert werden.
Ein Höhepunkt der Zusammenarbeit ist für mich die Unterzeichnung der Ministerdeklaration zum Schutz der Meeresumwelt des Ostseegebietes, mit der sich alle Anliegerstaaten verpflichtet haben, die Nähr- und Schadstoffzufuhr in die Ostsee bis 1995 um 50 Prozent zu reduzieren, als nächsten Sanierungsschritt. Obwohl die DDR an der Belastung der Ostsee wegen ihres minimalen Anteils am Einzugsgebiet und dessen geringer industrieller Nutzung nur mit 0,7 bis 1,5 Prozent beteiligt ist, führen wir eine Reihe von Maßnahmen zur Reinhaltung durch. Es geht darum, die Kapazität und Effektivität bei der Abwasserbehandlung in Städten und Gemeinden systematisch zu erhöhen sowie den Schadstoffeintrag aus Industrie und Landwirtschaft zu verringern. Die Ostsee ist es uns wert.

Dr. Matthias Ring,
Marineökologe

Bilder und Standpunkte

Menschen und Meer

Foto: Ulrich Burchert

● Zitiert

Ich habe immer wieder darauf hingewiesen, daß die Bundesregierung in großer Bringschuld steht. Schließlich ist die Entwicklung, die wir im Moment haben, daß man zwar in Paris (internationale Konferenz über C-Waffen – d. Red.) von Abrüstung geredet hat, aber längst die Zeichen auf Aufrüstung gestellt sind. Darauf hat die Bundesregierung maßgeblichen Einfluß, und zwar dadurch, daß sie sich mit in der NATO dafür eingesetzt hat, daß diese neuen Wahnsinnswaffen als Streitkräfteziel der NATO erklärt wurden.
Professor Dr. Werner Dosch, Chemiker, BRD

● Kurz berichtet

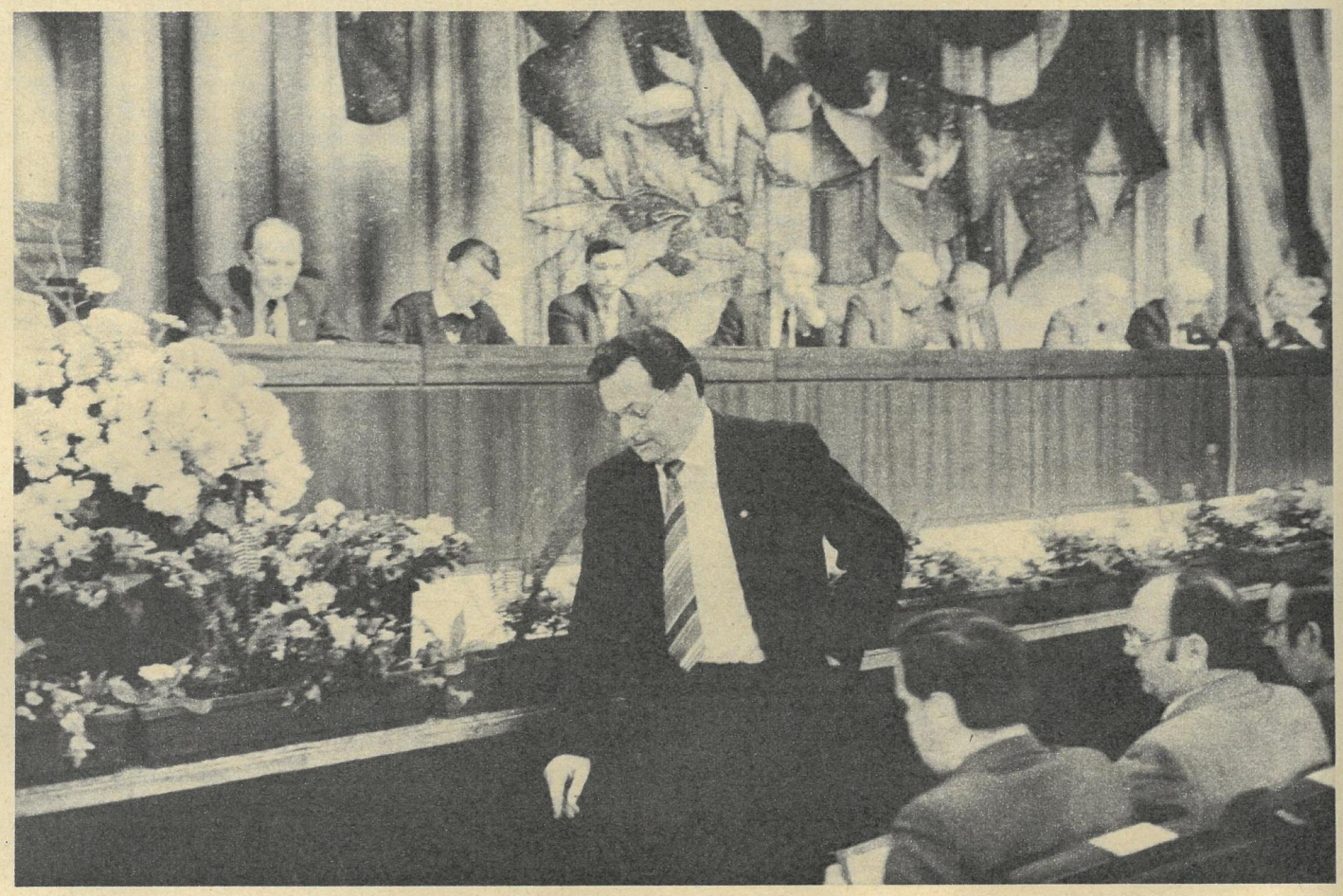
Nach der altersmäßigen Zusammensetzung der Bevölkerung gehört die ČSSR zu den jüngsten Staaten Mitteleuropas. Beträgt der Durchschnitt im tschechischen Teil der Republik weniger als 36 Jahre, liegt er bei 33 Jahren in der Slowakei.

Ein Naturheilmittel gegen die gefürchtete Tropenkrankheit Malaria wurde von vietnamesischen Pharmazeuten entdeckt. Es wird aus einer in der Gebirgslandschaft Vietnams häufig vorkommenden Wildpflanze gewonnen, entspricht allen von der WHO gestellten Forderungen und soll ohne Nebenwirkungen sein.

Eine Wasserpflanze, deren rasche Ausbreitung in Ägypten als Unglück gilt, wird in Rumänien sinnvoll genutzt. In Aufbereitungsanlagen gepflanzt, dienen Nilsalat und Nilhyazinthe nicht nur der biologischen Wasserreinigung, sondern mit ihrer schnell wachsenden Grünmasse zugleich als hochwertiges Viehfutter.

Etwa 40 Jahre dauerte die Arbeit an einer einzigartigen topographischen Karte der Sowjetunion im Maßstab 1:25 000. Sie besteht aus 240 000 Einzelbögen. Um die gesamte Karte auszulegen, wäre eine Fläche nötig, die dem Moskauer Lushniki-Stadion einschließlich seiner Tribünen entspräche.

50 seltene Bibelausgaben sind in der Moskauer Staatlichen Bibliothek für ausländische Literatur zu sehen. Das älteste Exemplar stammt aus Basel und wurde 1505 gedruckt. Auch ein Neues Testament wird gezeigt, das in der gleichen Schweizer Druckerei 1522 entstand, übersetzt von Erasmus von Rotterdam, illustriert von Hans Holbein.



...unsere Wege übers Land

Verheiratet? „Ja, und vier Kinder." Der Vater, der diese Auskunft gibt, stammt aus einer Arbeiterfamilie im Ostsächsischen. Sein Lebensweg begann in einer kleinen Gemeinde im Kreis Görlitz, einem Flecken, der – so erfahre ich von ihm – auf Braunkohle steht und deshalb wahrscheinlich in naher Zukunft schon Gesicht und Namen verliert. „Nach dem Krieg hab' ich als Steinsetzer im Tiefbau gearbeitet – und war aktiv in der Jugendbewegung." So aktiv, daß er in der FDJ bald schon „Hauptamtlicher" wurde. Das war 1948. Und Hauptamtlicher ist er noch heute. „Durch die Zusammenarbeit mit sowjetischen Jugendoffizieren und mit Komsomolzen wuchsen bei mir Verständnis und Beziehungen zum Sowjetland. Viel später erst, Anfang der 60er Jahre, gewann ich durch die Reise mit einem Freundschaftszug erste persönliche Eindrücke von Land und Leuten." Unserer Freundschaftsgesellschaft gehört der Mann vom Jahrgang '27 seit ihrer Gründung an, Mitglied des DSF-Zentralvorstandes ist er auch bereits seit immerhin anderthalb Jahrzehnten: Gerhard Opitz, Diplomstaatswissenschaftler, Mitglied des Präsidiums und Sekretär des Nationalrates der Nationalen Front. Auf der 3. Tagung des Zentralvorstandes, die dieser Tage im Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur stattfand, gehörte er (Foto oben) zu den Diskussionsrednern (unten: mit Präsident Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED). Die bevorstehenden Volkswahlen und mit ihnen letztlich der Sinn unserer sozialistischen Demokratie standen im Mittelpunkt seiner Überlegungen. Der Wahlaufruf, so sagte er, sei ein Arbeitsprogramm aller gesellschaftlichen Kräfte und des ganzen Volkes bis in die 90er Jahre. Er widerspiegele die gute Bilanz der letzten Wahlperiode, lege zugleich aber auch den Finger auf jene Posten, die noch nicht in Ordnung sind, und skizziere die zu lösenden Aufgaben im 40. Jahr unserer Republik. Es gehe um die Auswahl, Bestätigung und Wahl von immerhin etwa 260 000 Kandidaten. „Bezogen auf die Zahl der Einwohner sind das in den örtlichen Volksvertretungen viermal mehr gewählte Vertreter als zum Beispiel in der BRD." – „Mit den diesjährigen Wahlen", so fuhr er fort, „werden weitere Schritte getan, um Bewährtes mit Neuem zu verbinden." Bei ihrer Vorbereitung sei es eine große Hilfe, wenn sich die Gesellschaft für DSF vielseitig an der Gesprächsführung mit den 1,7 Millionen Erst- und Jungwählern beteiligt. Zahlreiche Grundeinheiten unserer Gesellschaft hätten bereits Festlegungen getroffen, wie sie als Teil der Nationalen Front den Wahlkampf mitführen werden. „So haben zum Beispiel die Grundeinheiten der Wohngebiete 111 und 412 in Frankfurt/Oder konzipiert, in Mitgliederversammlungen Inhalt und Aufgabenstellung des Wahlaufrufs zu erörtern, Wahlhelfer zu gewinnen und Einsätze in der Bürgerinitiative ‚Schöner unsere Städte und Gemeinden' durchzuführen." Gerhard Opitz resümierte zum Schluß, „daß die friedliche Auseinandersetzung zwischen Krupp und Krause noch im vollen Gange ist und daß im revolutionären Sinn der Märkischen Chronik unsere Wege übers Land gekennzeichnet sind vom erfolgreichen Bemühen, alle Reserven und Potenzen für den Sozialismus in den Farben der Deutschen Demokratischen Republik zum Wohle der Bürger wirksam zu machen."

Horst Goldschmidt (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)

Laterna magica an der Spree

Auskünfte für FREIE WELT gab der Direktor des Kultur- und Informationszentrums der ČSSR in Berlin, Botschaftsrat Dr. jur. Rudolf Dvouletý.

Kann ich davon ausgehen, daß der bevorstehende 40. Geburtstag meiner Republik auch in den Plänen Ihres Zentrums eine bestimmte Rolle spielt?

Aber gewiß, und zwar im gesamten Jahr. Bereits im Mai – konkret vom 19. bis 21. – haben wir vorgesehen, aus diesem Anlaß im Palast der Republik eine Fülle von Veranstaltungen durchzuführen, die ausschließlich von Künstlern meines Landes gestaltet werden. Lassen Sie mich bitte ein paar Beispiele nennen: Da wird zünftige tschechische Blasmusik ebensowenig fehlen wie Modenschauen. Unsere jüngsten Besucher können sich auf Zeichentrickfilme und Kindertheater freuen. Drei Ausstellungen wird es geben: mit Fotokunst – bis hin zum Akt, mit Theater- und Filmplakaten, mit Volkstrachten. Auf einer großen Verkaufsausstellung werden Kinderbücher in deutsch, werden Artikel aus Glas, Keramik und Porzellan bestimmt ihre Interessenten finden.

Gibt es – trotz aller Vielfalt – aus Ihrer Sicht während dieser Tage einen besonderen Höhepunkt?

Durchaus. Sicher nicht nur zur Freude der Berliner, sondern auch der vielen Gäste Ihrer Stadt wird nach langen Jahren wieder die weltbekannte „Laterna magica" aus Prag gastieren. Sie kommt mit einer ihrer bekanntesten Inszenierungen an die Spree, mit „Odysseus". Ein Gastspiel übrigens, das dankenswerterweise der Palast der Republik zuwege brachte.

Und was ist direkt um die Zeit des Jahrestages geplant?

Da erwarten wir beispielsweise das Janacek-Kammermusik-Orchester aus Ostrava zu festlichen Konzerten in unserem Haus sowie in mehreren Städten der DDR. Außerdem sind Vorträge über 40 Jahre erfolgreicher Zusammenarbeit unserer Länder vorgesehen. Nach unseren Vorstellungen sollte es sich bei den Referenten um Zeitzeugen handeln, um Menschen, die von Anfang an dabei waren, beispielsweise der erste „Rude pravo"-Korrespondent in Berlin oder ein langjähriger Diplomat. Am 5. Oktober werden wir hier im Haus eine Ausstellung eröffnen, die unsere Zusammenarbeit auf den verschiedensten Gebieten deutlich macht. Ende September wird – veranstaltet von allen Kulturzentren der sozialistischen Länder in Berlin – ein gemeinsamer Gala-Abend im Kulturpalast Bitterfeld stattfinden.

Wieviel Besucher gab's bei Ihnen im vergangenen Jahr?

Bei 425 Veranstaltungen hier in Berlin sowie vielerorts in der DDR waren es rund 300 000.

Was macht eigentlich Ihr beliebter Schallplattenring im Haus?

Er funktioniert gut, hat über 3500 Mitglieder, die in den letzten 2 Jahren über 245 000 LP bei uns kauften. Wer aus dem Katalog mit über hundert Titeln innerhalb von zwei Jahren mehr als zehn Platten bestellt, bekommt die 11. geschenkt.

Seit wann amtieren Sie in Ihrem Zentrum, das 1989 ja bereits 34 Jahre alt wird?

Erst seit einem Jahr, genau: seit dem 1. Februar '88.

Und was haben Sie vorher gemacht?

Ich war viele Jahre im Zentralkomitee der Nationalen Front meines Landes als Leiter der Abteilung Internationale Verbindungen tätig. Damit sind auch meine engen Beziehungen zu Ihrem Land zu erklären.

Haben Sie sich übrigens schon an die knödelfreie Berliner Küche gewöhnt?

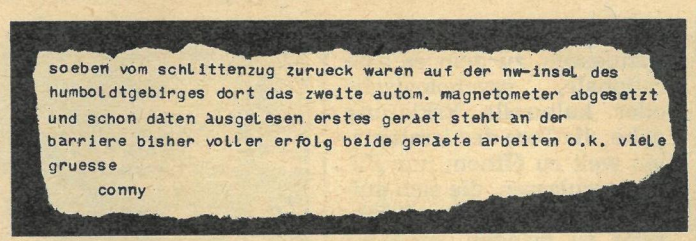
Da kann ich mit gutem Gewissen sagen: Ja.

Und was schmeckt Ihnen bei uns am besten?

Eisbein mit Erbsen und Sauerkraut. – Ahoi!

Auf Wiedersehen.

Interview:
Horst Goldschmidt



soeben vom schlittenzug zurueck waren auf der nw-insel des humboldtgebirges dort das zweite autom. magnetometer abgesetzt und schon daten ausgelesen erstes geraet steht an der barriere bisher voller erfolg beide geraete arbeiten o.k. viele gruesse
conny

Meßkette im ewigen Eis

Dieses Telegramm erreichte FREIE WELT vor wenigen Tagen aus der DDR-Antarktisstation „Georg Forster". Sein Absender ist der Elektronik-Ingenieur Conrad Kopsch, der schon zum zweiten Mal auf dem „weißen Kontinent" tätig ist. Es besagt, daß eine Gruppe von Polarforschern unseres Landes von ihrer Basis in der Schirmacher-Oase aus in das ungefähr 100 km südlich gelegene Humboldtgebirge vorgedrungen ist. Das Gebirge erhielt seinen Namen von der Deutschen Antarktisexpedition 1938/39, die diese Region durch Meßbildflüge erkundete, ohne sie je betreten zu haben. In diesem Gebiet haben zuvor noch keine DDR-Wissenschaftler gearbeitet. Man kann sich die Freude der Expeditionsteilnehmer über den gelungenen Vorstoß vorstellen, denn die Überwindung einer solchen Entfernung in der Antarktis ist mit europäischen Verhältnissen nicht zu vergleichen. Die Route führt über oft von tiefen Spalten durchzogenes Gletschereis, und die mitunter von Schnee überdeckten und schwer erkennbaren Abgründe sind für Polarforscher gefährlicher als Sturm und Kälte. Deshalb muß die Fahrtrasse eines Schlittenzuges vom Hubschrauber aus oder durch Erkundungsfahrten meist mühsam gesucht werden. Zum anderen sind geomagnetische Messungen mit automatischen Registrierstationen im „ewigen Eis" sehr viel komplizierter als zum Beispiel in Europa, denn alle Gegenstände laden sich infolge hoher Trokkenheit elektrostatisch auf, und es gibt nur schlechte Erkundungsmöglichkeiten. In Stationsnähe kommen noch andere Störeinflüsse hinzu. Die automatischen Magnetometer sind übrigens eine Neuentwicklung des Niemegker Adolf-Schmidt-Observatoriums für Erdmagnetismus von der Akademie der Wissenschaften. Das Gerät „an der Barriere" – d. h. an der Abbruchkante des Schelfgletschers – befindet sich ungefähr 100 km nördlich der DDR-Station, am Kap Ostry. Es ist geplant, noch zwei weitere Digitalmagnetometer zu stationieren, so daß dann mit dem 1982 errichteten Basismeßpunkt eine Kette von insgesamt fünf Geräten auf einer Länge von 200 km verfügbar ist. Und zwar in meridionaler Richtung, das ist das entscheidende; es gibt solch eine Magnetometerkette, die die Polarlichtzone durchquert, in der Antarktis noch nicht. Eine der Aufgaben: Die Variationen des Erdmagnetfeldes auf einer Länge von 200 km zu messen und damit die Einflüsse der mit dem Sonnenwind einfallenden elektrisch geladenen Partikelströme zu erfassen. Vergleiche mit den Verhältnissen auf der Nordhalbkugel sowie mit Beobachtungen der Sonnenaktivität erlauben Aussagen über energetische Vorgänge zwischen Sonne und Erde. Auch die phänomenalen Magnetstürme (das Foto unten zeigt ein Polarlicht über der DDR-Antarktis-Station), die zum Ausfall von Funkverbindungen in Polargebieten führen, oder die Pulsationen der Feldstärken können dann genauer untersucht werden.

Gert Lange

„Wunder", die nicht wundern

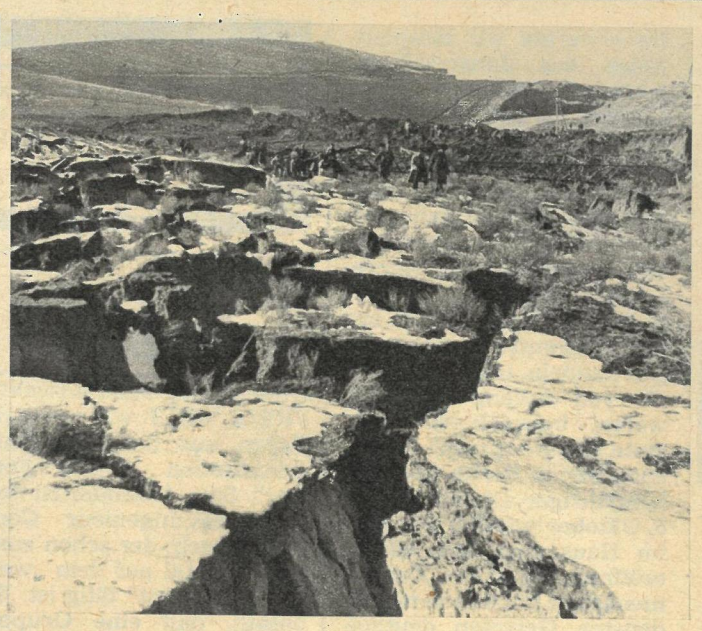
Zum Wunder kann man auch Phänomen sagen, und von einem solchen wurde vor allem in Bonner CDU-Kreisen gesprochen. Als nämlich klar war, daß die Partei des Totenkopf-Mannes Franz Schönhuber, die „Republikaner", mit 11 Sitzen im Westberliner Senat vertreten sein wird. Doch er ist kein Phänomen, der Sieg des ehemaligen SS-Kämpfers, denn der Nährboden dafür ist vorhanden. Nicht nur in Berlin-West. Auch in der BRD. Sie ist im 40. Jahr ihres Bestehens zur Bestandsaufnahme angehalten, verfügt über ein Grundgesetz. Das wiederum enthält einen Artikel zur „Befreiung des deutschen Volkes von Nationalsozialismus und Militarismus". Aber gehört zu seiner Verwirklichung u. a. nicht auch das Verbot des Buches von Franz Sch., in dem der Stolz auf die Verbrechen der Vergangenheit allgegenwärtig ist? Hätten die Verfassungsschützer nicht von Staats wegen das tun müssen, was der BRD-Journalist Dietmar Stutzer tat? Er nämlich zeigte Schönhuber deshalb an. „Wegen des Verdachts der strafbaren Leugnung nationalsozialistischer Verbrechen..." Vielerorts breiten sich in der BRD neonazistische Organisationen aus, ohne daß die politisch Verantwortlichen in Bonn ernsthaft gegen sie vorgehen. In der Bleichstraße 143 in Bielefeld zum Beispiel. Über diesem Haus eine Nazifahne – hier hat die Nationalistische Front ihren Sitz. Gekauft wurde das Domizil von dem bekannten Neonazi Meinolf Schönborn. Den Kredit gab die Deutsche Bank. In einem ihrer „Kampfblätter" rufen diese Neonazis ihre „Kameraden" auf, „Namen und Adressen von Volksfeinden mit entsprechenden Informationen" weiterzuleiten. Jochen Kollmer, einer der Sprecher der Nachbarschaftsinitiative gegen das Zentrum nazistischer Renaissance, mußte erfahren, was das bedeutet: Schmierereien an seinem Haus „Rot Front verrecke", eingeworfene Fensterscheiben... – Die Neonazis sind dabei, sich in der Parteienlandschaft zu etablieren. „Man kann wieder wählen", ist der Slogan, mit dem die „Republikaner" auch in der BRD antreten. Doch sie haben ein Wort ausgelassen: „Man kann u n s wieder wählen." Alarmierend, daß dies ungestraft möglich ist.

Ina Stritzke

Fürchte nicht Vollkommenheit

„Der Unterschied zwischen den Surrealisten und mir besteht darin, daß ich Surrealist bin." Salvador Dali bewies Selbstbewußtsein, als er aus dem exklusiven Pariser Künstlerkreis ausgeschlossen wurde. Schon von seinen Lehrern an der Madrider Kunstakademie war der junge Katalane in Unfrieden geschieden; anläßlich eines Examens hatte er erklärt, er gestehe niemandem das Recht zu, ihn zu beurteilen. Er ginge nun. Dabei hatte ihn Luis Buñuel, Freund aus gemeinsamer Studentenzeit, eher als schüchternen jungen Mann beschrieben. Mit dem Alltag kam er nicht so leicht zurande, mit seiner erst wenig exzentrischen Aufmachung wollte er keineswegs provozieren. Er gefiel sich so. Gemeinsam schrieben die beiden 1929 in wenigen Tagen das Drehbuch zu Buñuels erstem berühmten Film „Ein andalusischer Hund". Nach einer einfachen Regel: „... keine Idee, kein Bild zuzulassen, zu dem es eine rationale, psychologische oder kulturelle Erklärung gäbe; die Tore des Irrationalen weit zu öffnen; nur Bilder zuzulassen, die sich aufdrängten, ohne in Erfahrung zu bringen, warum." Vielleicht ist Buñuel damit eine der treffendsten Definitionen des Surrealismus gelungen. Surrealismus und ausschweifend exzentrisches Gebaren, oft gut für einen Skandal, haben Dali weltweit berühmt gemacht. Neugierige Nachstellungen forderten er und seine Frau und Muse Jelena, genannt Gala, geradezu heraus. Verrückt oder genial – Dalis Person und Werk ist nicht leicht gerecht zu werden. Was Wunder, daß im vergangenen Jahr, seinem letzten, wie wir nun wissen, zwei Dali-Ausstellungen in Moskau und Budapest ungeheuren Zulauf hatten. „Tausendundein Traum" hieß die in der Ungarischen Nationalgalerie (unsere Fotos). Sechshundertfünfzig Werke der Grafik, Malerei und Plastik wurden im September und Oktober gezeigt. Die bekannten Blätter zu Dantes „Göttlicher Komödie" waren zu sehen, auch solche zu „Alice im Wunderland", zu „Tristan und Isolde", zum „Faust", die sehr sinnlichen zum „Dekameron" und zu Casanovas Memoiren. Der Meister selbst, seit Jahren hinfällig, hatte sich in seinen Geburtsort Figueras zurückgezogen. Vor wenigen Wochen ist er, vierundachtzigjährig, gestorben. Unter der Kuppel seines eigenen Museums in Figueras wurde er bestattet. Nach dem Prado in Madrid ist es das meistbesuchte in Spanien. Zum Erben seines Nachlasses hatte er den spanischen Staat bestimmt. „Fürchte die Vollkommenheit nicht, du wirst sie nie erreichen", ist von Dali überliefert. Soviel nüchternen Realitätssinn hat er besessen.

Constanze Treuber

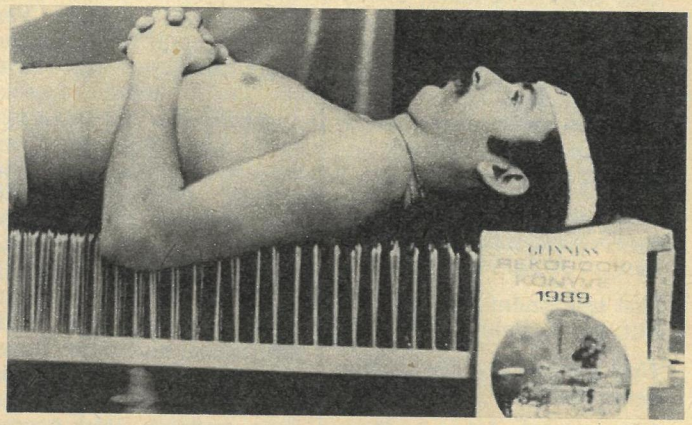


Riesen-Rutsch

Gezeichnet ist die Landschaft südwestlich der Tadshikischen Hauptstadt Duschanbe: Nur knapp sieben Wochen nach der Tragödie in Armenien löste ein Beben hier den gewaltigen Erdrutsch aus. Etwa 8 Kilometer breit und bis zu 15 Meter mächtig war die Lawine von Schlamm und Geröll, die Dörfer mit 274 Menschen unter sich begrub. Tage später gab es neue Erdstöße. Mit über 2000 deutlich fühlbaren Erdbeben pro Jahr gehört Tadshikistan zu den gefährdetsten Gebieten der Sowjetunion.

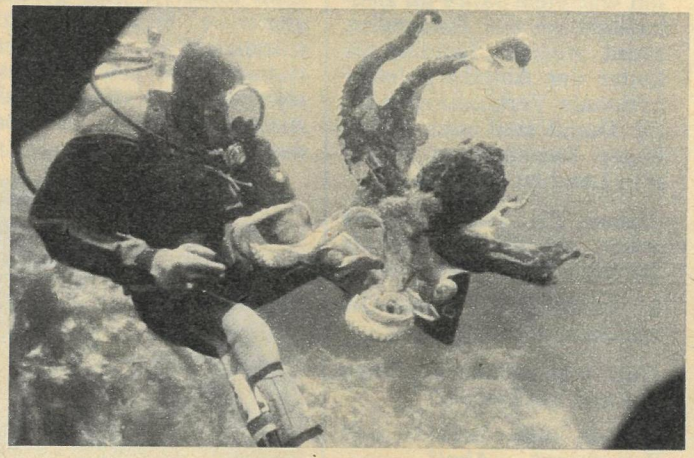
Hunde-Hobby

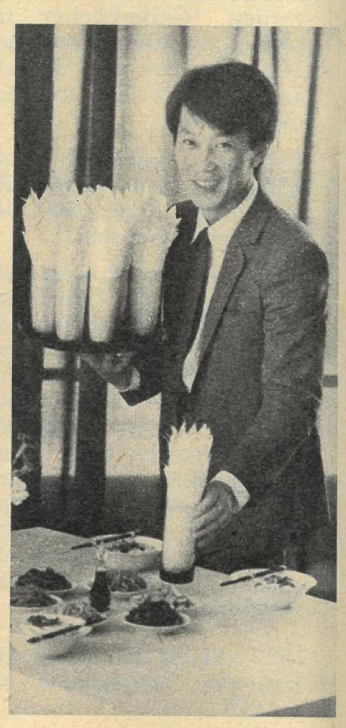
Bei Wind und Wetter kommen Kinder aus Ostrava, Nordmähren, mit ihren vierbeinigen Freunden zum Übungsplatz. Sie gehören zu einem Hobby-Zirkel des Pionierhauses der Stadt. Hier lernen sie, Boxer oder Schnauzer zu einem gut erzogenen und nützlichen Lebensgefährten zu machen. Fachleute der tschechoslowakischen Gesellschaft für Sport und Technik betreuen sie. Pflichtbewußtsein und Geduld gegenüber dem Tier sind gefragt.



Nagel-Novum

Noch berühmter als seine indischen Kollegen möchte der ungarische Fakir Laszló Szabó, mit Künstlernamen Kaharafis, werden. Im Hotel Forum in Budapest hatte er sich auf sein Spezialbett mit 1867 Zimmermannsnägeln gelegt. Er wollte einen Weltrekord auf dem Nagelbett aufstellen und hofft, ins Guinness-Buch der Rekorde zu kommen.





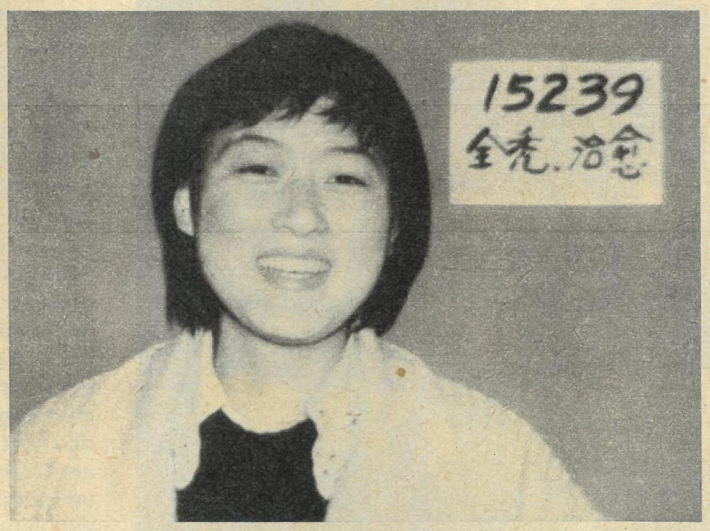
Taucher-Tisch

Nirgendwo gibt es Tintenfisch und andere Meeresprodukte östlicher Küche so frisch serviert wie im Café „Taucher" (rechts) auf der Insel Sachalin. Es gehört einer Kooperative, und zu den rund 30 Mitgliedern zählt auch ein Taucher-Team (oben), das den Fang aus dem Schelf direkt an die Köche weitergibt. Lieferungen gehen auch in das Spezialgeschäft des Gebietszentrums und nach Japan.

Alina und die 5c

Wie alljährlich, so hatten auch diesmal DSF-Zentralvorstand, der FDJ-Zentralrat und die TROMMEL, beliebte Zeitung unserer Thälmannpioniere, dazu aufgerufen, anläßlich der „Woche der Waffenbrüderschaft“ Wandzeitungen unter dem Motto „Wir danken dir, Soldat“ anzufertigen. Um sie dann Angehörigen sowjetischer Garnisonen und der NVA zu überreichen. Auch an der Frunse-Oberschule in Berlin-Treptow fand der Aufruf lebhaften Widerhall. Jeanett Wohllebe, die Freundschaftspionierleiterin, konnte mit dem Ergebnis zufrieden sein. Von ihr erfuhren wir, daß in der 5c, einer Klasse mit erweitertem Russischunterricht, jeder einen Brieffreund in der Sowjetunion hat. In diese Klasse geht auch Alina, die eine außergewöhnliche Geschichte kennt. Ihre eigene: Als ihr Vater 12 war, schrieb er erstmals an ein Mädchen aus der Sowjetunion. Er bekam Antwort. Mit der Zeit entspann sich ein lebhafter Briefwechsel, der jahrelang andauerte. Später besuchte der inzwischen junge Mann seine Brieffreundin – und verliebte sich in sie. 1976 wurde geheiratet. Ein Jahr danach war Alina geboren – Alina Voigt. Ihre Mutter wurde Russischlehrerin an der gleichen Schule. Jetzt ist sie im Babyjahr und versorgt den jüngsten Nachwuchs der deutsch-sowjetischen Familie: die Zwillinge Benjamin und Maximilian. Und Alinas Klassenkameraden? Anja schreibt sich schon seit über zwei Jahren mit Mascha aus Moskau. Ihre langen Briefe übersetzt sie meist noch an dem Tag, da sie ankommen und die Freude frisch ist. Linda findet das stark und gesteht, ein bißchen schreibfaul zu sein. Frank hingegen hat mit seinen sechs Briefpartnern ganz schön zu tun. „Es macht wirklich Spaß“, sagt Wieland übers Briefeschreiben. „Was wußte ich früher von den Leninpionieren? Sehr wenig. Erst seit ich meine Brieffreunde habe, erfahre ich mehr – und bin außerdem richtig neugierig geworden. Auch auf die Halbinsel Kamtschatka.“ Wielands Interesse hat Gründe: Dort, Tausende Kilometer von Berlin entfernt, lebt sein Postfreund Roman. Schön, daß bei uns zulande die Freundschaft, die so viele Gesichter hat, schon in den Kindertagen beginnt.

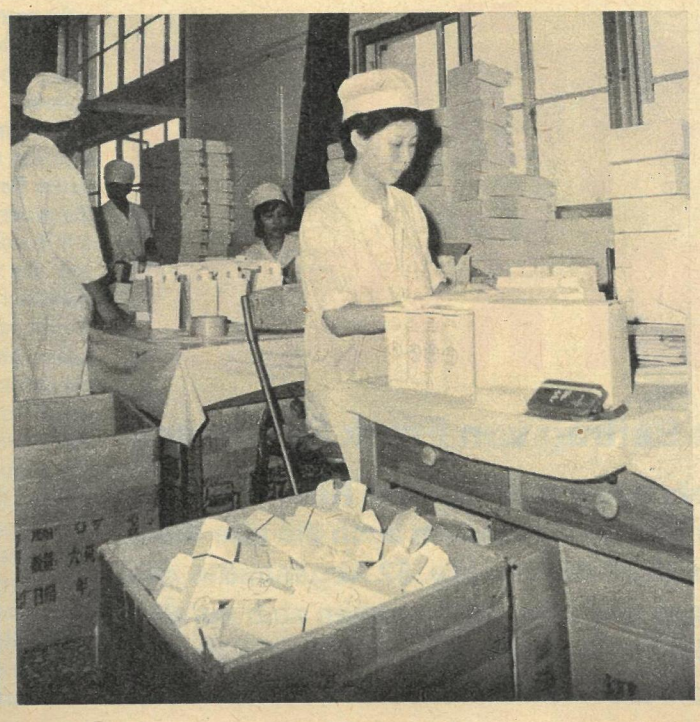
Bruno Bertelmann



„101“ geht um die Welt

Auf der internationalen Eureca-Messe in Brüssel stand vor zwei Jahren Zhao Zhangguang hinter dem chinesischen Stand (Foto rechts). Vor ihm war eine Reihe 13 Zentimeter hoher Fläschchen aufgereiht: Das Haartonikum „101“. Es ist inzwischen weltberühmt, wie die „Beijing Rundschau“ berichtete, die den Weg des Erfinders des Haarwuchsmittels in ihrem Beitrag noch einmal nachzeichnet. Damals strömten Besucher aus aller Herren Länder zu Chinas Stand, staunten über die 500 Bilder von Patienten, die nachwiesen, daß dieses Tonikum Haarausfall besiegen kann (Foto oben: Jiang Jiazhen aus der Provinz Anhui war sieben Jahre vollständig kahlköpfig; nach der Behandlung mit „101“ wuchs ihr ein voller Haarschopf). Auf der Ausstellung strömten viele kahlköpfige Besucher zum Stand. Unter ihnen auch eine 17jährige Belgierin. Nach eingehenden Untersuchungen sagte der Erfinder: „Seien Sie unbesorgt. Ich kann Ihnen wieder zu Haarwuchs verhelfen.“ Siebzehn Tage nach der Behandlung erhielt Zhao, schon wieder nach Peking zurückgekehrt, ein Telegramm: „Sie haben mir geholfen, wieder Haar zu bekommen. Dank Ihnen Herr Zhao.“ Sieben Monate nach der Eureca-Messe nahm Zhao als Mitglied der Delegation der chinesischen Wissenschaftskommission an der 16. Internationalen Ausstellung über neue Technologien und Erfindungen in Genf teil. Er besiegte zahlreiche Konkurrenten und erhielt als einziger die Goldmedaille für Einzelerfindungen. Der Weg zu diesem Erfolg war schwierig. Zhao wurde 1943 in einer Bauernfamilie in der Provinz Zhejiang geboren. Viele Menschen in seinem Dorf und den umliegenden Gebieten litten an Haarausfall, und menschliche Tragödien spielten sich ab: Eine Lehrerin wurde von den Schülern verspottet und gab ihren Beruf auf. Eine junge Braut war betroffen, und nach erfolgloser Behandlung weigerte sich der Mann, sie zu heiraten. Perücken gab es nicht. Zhao setzte sich in den Kopf, eine Heilmethode zu finden. Er besuchte Kräuterkenner und erfahrene Ärzte der traditionellen chinesischen Medizin, sammelte überlieferte Rezepte, studierte in Büchern Eigenschaften und Funktionen verschiedener Pflanzenextrakte. Schließlich begann er aus traditionellen Kräutern eine Tinktur zusammenzustellen – nach der Erkenntnis: Um Haarausfall zu heilen, müssen vor allem die Wurzeln ernährt werden. Auch kann Haarausfall durch Schwächung eines Körperteils verursacht werden. Zhao experimentierte mit mehr als zehn Extrakten – aber es mißlang immer wieder. Statt der erwarteten Haare kamen Blasen oder Schmerzen. Das Amt für Gesundheitswesen erteilte ihm die Auflage, seine Experimente einzustellen. Zhao mußte in die Berge seiner Heimatprovinz zurückkehren. Doch er forschte weiter – und hatte Erfolg. Nach vier Jahren Arbeit war es ihm gelungen, das „101“-Haartonikum herzustellen. 1986 wurde es auf der technischen Gutachterkonferenz der Provinz Henan anerkannt. Das Amt für zivile Angelegenheiten der Hauptstadt lud Zhao zur Behandlung von Patienten nach Peking ein. Die Industrielle Gesellschaft für zivile Angelegenheiten gründete die Pekinger Haartonikum-Fabrik (Foto links: die Werkhalle, in der das Tonikum „101“ verpackt wird). Der Erfinder ist heute ihr Direktor.

Zhao Xuejun



● Gut gesagt

Das Lied ist die offene Seele des Menschen, und eben dadurch ist es so anziehend. Im Lied kann der Mensch tapfer, zärtlich, fröhlich oder traurig sein, aber nie unehrlich.
Platon Maiboroda, Komponist, UdSSR

● Am Rande

Seit 1961 beteiligt sich Bulgarien am Internationalen Bier-Qualitätswettbewerb in Brüssel und erhielt bisher 51 Auszeichnungen, davon 40 „vergoldete“. Zu den Export-Stammkunden zählen die Sowjetunion, Griechenland, England und Frankreich. – Goldene Tropfen aus Hopfen!

● Persönliches

An der Veterinärhochschule in Brno lehrt Prof. Dr. med. EMANUEL KRÁL. Zugleich ist er der Betreuer der wohl größten Hufeisensammlung der Welt. Die Kollektion enthält 1000 Exemplare aus allen Zeitepochen.

Eine regelrechte Wissenschaftler-Dynastie bildet der jakutische Mineraloge WLADIMIR SOBOLEW mit seinen drei Söhnen. Alle arbeiten an der Erforschung der Diamantenbildung und verweisen auf insgesamt 131 Dienstjahre.

Ausschließlich Frauenporträts sind das Metier des Moskauer Meisterfotografen DMITRI WLASSENKOW, der sowohl Mädchen aus dem Alltag, als auch Künstlerinnen zum Modell wählt.

Allein in einer Yacht, die er selbst konstruiert und gebaut hat, will der ungarische Segelsportler NANDOR FAS die Erde umrunden. Am 15. September 1990 wird er von New York starten, von wo aus der internationale Wettkampf um die Welt beginnt. Die Reise soll bis zum Frühjahr 1991 dauern.

Redaktion: Ina Stritzke; Fotos: TASS/Shukow, Titow, L. Gabor, MTI/Kleb, ZB/ČTK, Bejing-Rundschau, Kopsch; Vignette: D. Schüler.

Пролетарии всех стран, соединяйтесь!

III Конгресс Коммунистического Интернационала.

МАНДАТ № 123

Тов. Цеткина

действительно является делегатом на III Конгресс Коммунистического Интернационала с правом СОВЕЩАТЕЛЬНОГО голоса.

Секретарь ИККИ

1921 г.

Москва, Кремль.

In Ungarn, Bayern und in der Slowakei entstehen als Kinder der russischen Revolution proletarische Räterepubliken. Gegen sie zieht bald die vereinigte Konterrevolution zu Felde. In Budapest rücken Anfang August 1919 rumänische Interventionstruppen ein (links). Hugo Eberlein (auf dem Bild darunter links neben Lenin) nimmt im Auftrag der KPD-Zentrale am Gründungskongreß der Komintern teil. Sein Platz im Präsidium entspricht dem Rang, der den deutschen Kommunisten in der internationalen Bewegung in der Welt zugemessen wird: Man schaut und hört auf sie. Nach dem Machtantritt des deutschen Faschismus emigriert Eberlein in die Schweiz und dann in die Sowjetunion. Die Verletzung der sozialistischen Gesetzlichkeit in der UdSSR in den dreißiger Jahren ist der Boden für falsche Anschuldigungen auch gegen Eberlein. Er wird 1937 verhaftet, stirbt am 12. Januar 1944 und wird in den 50er Jahren vom ZK der KPdSU rehabilitiert. Ganz links oben: Mandat Clara Zetkins zum III. Kongreß der Komintern, 1921. Rechts: Auf dem Roten Platz werden 1920 Kongreßteilnehmern und den Moskauern erbeutete Waffen der Interventionstruppen gezeigt.

Mit Verspätung in den Kreml

Ein Beitrag von Frank Schumann

Moskau 1919. Ein gutes Jahr alt ist die russische Revolution. Sie verändert nicht nur das Land, sondern auch die alte Welt. Das Beispiel ihres Sieges strahlt auf die Kontinente. 52 Abgesandte aus 21 Ländern Europas, Asiens und Amerikas machen sich auf den Weg, kommen nach teils abenteuerlichen Reisen in die sowjetische Hauptstadt und gründen dort die Kommunistische Internationale.

Geschichte ist immer Gleichzeitigkeit von Geschehnissen an verschiedenen Plätzen, und da wir meist unser Augenmerk auf einen Ort zu konzentrieren pflegen, verliert sich manche Entdeckung in den Geschichtsbüchern. Im Januar 1919 beispielsweise trifft in Berlin in der Zentrale der KPD eine Einladung aus Moskau ein, man möge einen Genossen entsenden, um über die Gründung einer neuen, einer Kommunistischen Internationale zu beraten. Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, die Empfänger, fallen in Mörderhände und Lenin, der Absender, sowie einige Getreue in die Hände von Räubern. Unterwegs zu einem Jolkafest für Kinder in Sokolniki wird sein Wagen mit Waffengewalt gestoppt und entführt, nachdem die Insassen an die Luft gesetzt wurden. Diese Episode finden wir verarbeitet in „Der ‚linke Radikalismus', die Kinderkrankheit im Kommunismus", als Lenin über den Wert von Kompromissen nachdenkt. „Stellen Sie sich vor, daß Ihr Automobil von bewaffneten Banditen angehalten worden ist. Sie geben ihnen Ihr Geld, Ihren Paß, Ihren Revolver, Ihren Wagen. Sie werden von der angenehmen Gesellschaft der Banditen erlöst. Das ist zweifellos ein Kompromiß... Es dürfte indes schwerfallen, einen Menschen zu finden, der bei gesundem Verstand einen derartigen Kompromiß für ‚prinzipiell unzulässig' ... erklären würde."

Im Winter des Jahres 1919 brechen in vielen Ländern Menschen auf, um sich nach Moskau durchzuschlagen – in ein Land, das von einer Blockade des Imperialismus umgeben ist und auf dessen Territorium Interventionstruppen und konterrevolutionäre Banden wüten, ein Land, in welchem Hunger und Seuchen die Menschen dahinraffen, und wo das

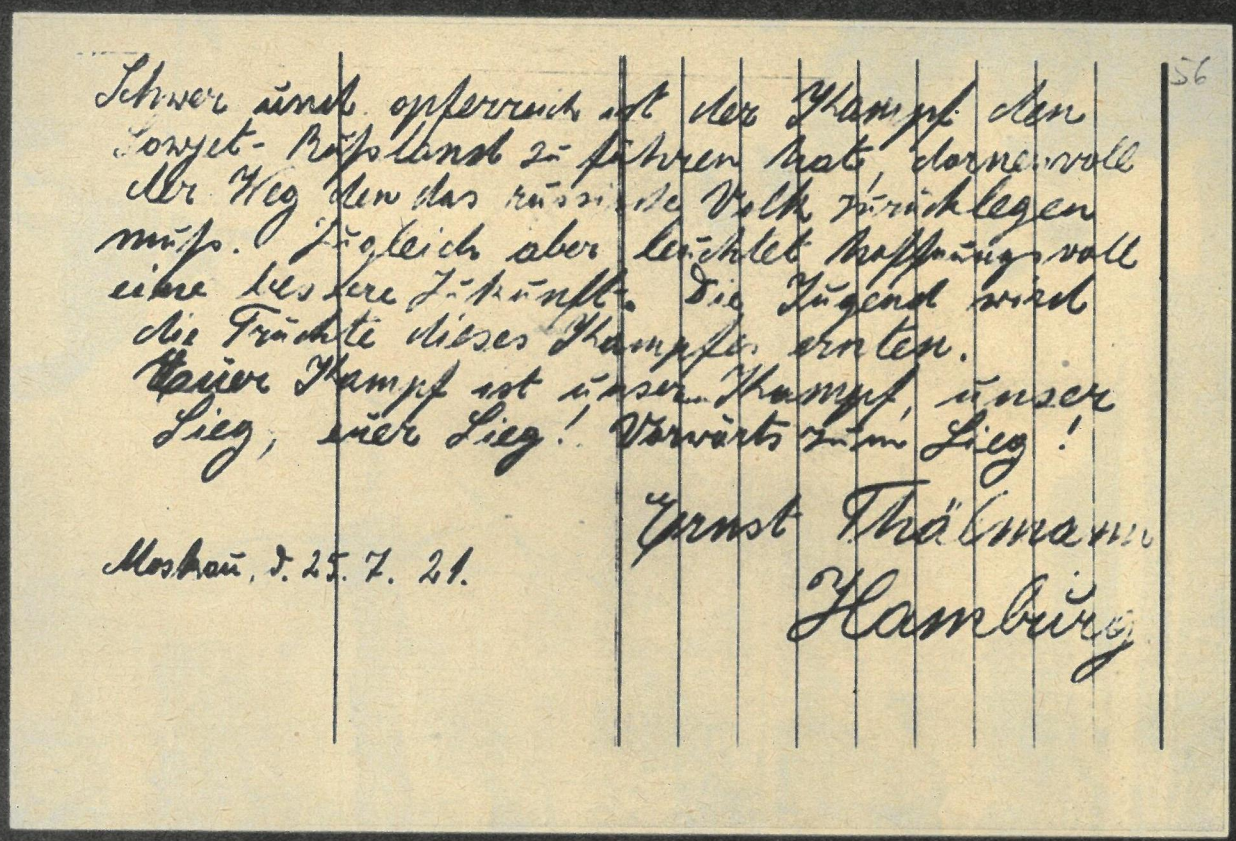
Elend nach Zarenherrschaft und Völkermord eine bleibende Heimstatt gefunden zu haben scheint. Dennoch ist hier auch ein Optimismus zu Hause, wie man ihn nirgend sonst auf der Welt findet: Mit der Oktoberrevolution hat ein neues Zeitalter begonnen. Man ist arm an materiellen Gütern, aber unendlich reich an Zuversicht, daß die Ära der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen nunmehr zu Ende geht. Diese Vision erhält täglich neue Nahrung durch Nachrichten aus dem Ausland. Die Revolution marschiert in Deutschland, in Ungarn, allerorts entstehen kommunistische Parteien. Die Revolutionäre aller Länder haben eine Perspektive – und die Revolution in Rußland hat Hoffnung. Und die heißt Weltrevolution.

Es existiert ein bemerkenswertes Bilddokument vom 28. August 1918. Lenin spricht auf der I. Gesamtrussischen Konferenz für Volksbildung im Moskauer Pädagogischen Institut. Von der Stirnseite des Saales schwingt sich hinüber zur Empore ein Spruchband mit kyrillischen Lettern: „Es lebe die III. Internationale!“ Anfang 1919, nachdem die KPD ins Leben getreten ist, hält Lenin also die Zeit für gekommen, diesen Gedanken Tat werden zu lassen. Den Beginn dieses denkwürdigen Jahres 1919 übrigens hatte er, ein höflicher Mensch, mit einigen freundlichen Grüßen an Genossen eingeläutet. „Ich wünschte am Telefon einem Freunde ein glückliches neues Jahr und sagte: ‚Hoffentlich begehen wir im neuen Jahr weniger Dummheiten, als wir im alten begangen haben!‘ Irgend jemand hörte das und erzählte es jemand anderem. Darauf verkündete eine Zeitung: Lenin sagt, wir begehen Dummheiten.“ Dieses Dementi einer vom Ausland gierig kolportierten Kunde liefert Lenin wenig später einem englischen Journalisten… Geschichte ist die Gleichzeitigkeit von Geschehnissen. Wir schreiben Anfang des Jahres 1919.

Deckname Albert

In Schweden begibt sich Otto Grimlund auf die Reise, in der Schweiz Fritz Platten, in Deutschland – unabhängig voneinander – machen sich Frida Rubiner und Hugo Eberlein auf. Letzterer besitzt das Mandat der KPD-Zentrale. Eberlein zählt nach Ansicht Rosa Luxemburgs zum „kleinen, festen und aktionsfähigen Kern“, der aktiv im revolutionären Antikriegskampf stand und eine bedeutende Rolle bei der Schaffung der Partei spielte. Doch noch ehe die Besprechungen in der Führung abgeschlossen sind, sterben Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. Dies ist in mehrfacher Hinsicht ein unermeßlicher Verlust. Vornehmlich Rosa Luxemburg hielt die Gründung einer Kommunistischen Internationale für verfrüht. Hugo Eberlein Jahre später: „Es handelte sich damals lediglich um eine Frage des Termins, nie um eine Frage des Prinzips.“ Weil aber eine restlose Klärung nun nicht mehr erfolgt, erhält Hugo Eberlein im Januar ’19 „vom ZK die bindende Verpflichtung, in Moskau dafür einzutreten, daß die sofortige Gründung der III. Internationale nicht bereits auf der Vorkonferenz beschlossen würde, sondern daß diese zuerst die Plattform für die Gründung der III., Kommunistischen Internationale schaffen sollte.“ Mit diesem Auftrag und unter dem Pseudonym Max Albert erreicht der zweiunddreißigjährige grafische Zeichner nach beschwerlicher Reise Moskau.

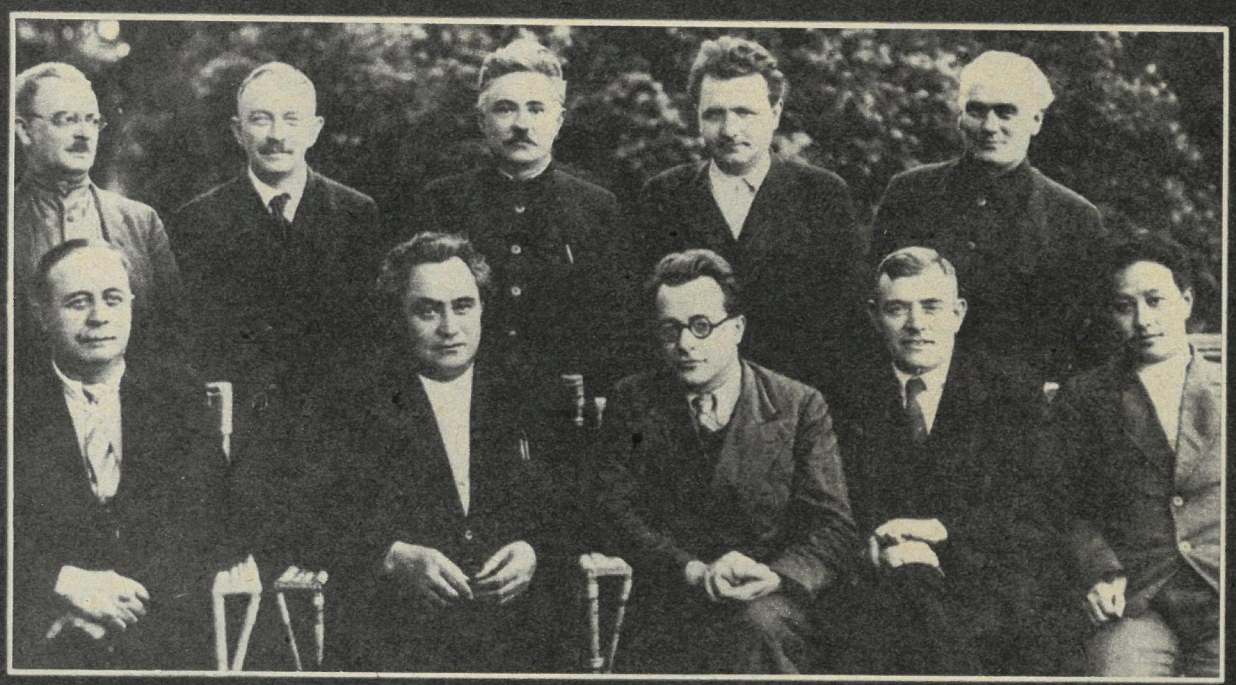
„Nach meiner Ankunft in Moskau hatte ich zunächst eine persönliche Unterredung mit Lenin“, erinnert sich Hugo Eberlein 1929 in der Zeitschrift „Die Kommunistische Internationale“. „Er stellte eine ganze Reihe konkreter Fragen über die Ideologie und das Organisationsleben des Spartakusbundes, seine Stärke in den Betrieben, seinen Einfluß in den Gewerkschaften, die Organisation des bewaffneten Aufstandes in Berlin usw. Er äußerte sich sehr pes-



Schwer und opferreich ist der Kampf den Sowjet-Rußland zu führen hat, dornenvoll der Weg den das russische Volk zurücklegen muß. Zugleich aber verheißt begeisterungsvoll eine bessere Zukunft. Die Jugend wird die Früchte dieses Kampfes ernten. Unser Kampf ist unser Kampf, unser Sieg, unser Sieg! Vorwärts zum Sieg!

Ernst Thälmann
Hamburg

Moskau, d. 25. 7. 21.



Deutschland und die Komintern: Zum III. Weltkongreß im Sommer 1921 weilt auch Ernst Thälmann am Ufer der Moskwa und zeichnet sich ins Gästebuch des Wohnheims der KI ein (links): „Die Jugend wird die Früchte dieses Kampfes ernten." Die deutschen Kommunisten (Foto darunter) Wilhelm Pieck (rechts außen stehend) und Wilhelm Florin (2. von rechts sitzend) im Kreis der vom VII. Weltkongreß 1935 neu gewählten Führung der Komintern. Antifaschistische Volksfront heißt die Losung, die auf diesem Treffen beschlossen und an alle Sektionen der Komintern weitergeleitet wird. Der Graben zwischen Sozialdemokraten infolge des Antikommunismus ihrer Führung und Kommunisten aufgrund sektiererischer Haltungen in ihren Reihen ist tief und wird im gemeinsamen Widerstand gegen den Faschismus überwunden. Die KPD ruft im Mai 1932 die Antifaschistische Aktion ins Leben und warnt: Wer Hitler wählt, wählt den Krieg. In Deutschland sind sechs Millionen Menschen ohne Beschäftigung. Schlangen stehen vor den Arbeitsämtern wie hier in Hannover (rechts).

Mit Verspätung in den Kreml

simistisch über die antiparlamentarischen und antigewerkschaftlichen Beschlüsse des Gründungsparteitages, die er für absolut falsch erklärte. Als ich ihm die Meinung Rosa Luxemburgs und der Spartakuszentrale über die Frage der Gründung der Komintern vortrug, war er wenig überrascht und meinte, eine solche Stellung vorausgeahnt zu haben."

Zu dieser Zeit ist die neununddreißigjährige Dr. phil. Frida Rubiner noch unterwegs. Sie stammt aus Litauen und studierte in Zürich, wo sie Lenin und Plechanow kennenlernte. Diese Verbindung riß nie ab. Bei der Gründung der KPD wurde sie sofort deren Mitglied. Und weil sie perfekt russisch und deutsch spricht, ist sie als Dolmetscher beim Kongreß herzlich willkommen. Fritz Platten begleitet sie.

In der KPD-Zeitung „Der Kämpfer", die in Chemnitz erscheint, erinnert sich Frida Rubiner zehn Jahre später. „In der grauen Dämmerung eines kalten Februarmorgens nahmen wir am nächsten Tag Platz auf dem Bauernwagen... Ein dünner Regen nieselte, hie und da krachte ein Schuß. Nun näherten wir uns dem Lande der Sowjets. Von welchen Gefühlen wurden wir überwältigt, als endlich der letzte deutsche Frontposten uns kontrolliert hatte... Sowjetrußland war mit einer dichten Mauer von Feinden von dem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, und der Gedanke, bald auf Sowjetboden zu sein, brachte auch jedes unsentimentale Gemüt in Wallung. Schon sahen wir in der Ferne durch den Nebel des Regens die Figur des ersten russischen Postens: die graue Gestalt eines Rotarmisten mit seiner spitzen Mütze. Die erste Begegnung mit der Roten Armee. Aber diese Begegnung fiel ganz anders aus, als es unseren revolutionären Gefühlen entsprach. Der Rotarmist... stürzte sich auf unsere Koffer und erklärte alles für beschlagnahmt. Vergebens versuchten wir ihn zu überzeugen, daß wir ‚Spartakowzy' waren..., daß Platten ein Freund Lenins sei – unser Klassengenosse wußte nur das eine, ‚verboten'. Unsere Mandate und Ausweise, die wir herauskramten, konnte er nicht lesen."

Aber: Irgendwie schaffen es alle 52 Abgesandten von 35 kommunistischen und linkssozialistischen Organisationen aus 21 Ländern Europas, Asiens und Amerikas, sich einen Weg nach Moskau zu bahnen, so daß am 2. März 1919, abends in der sechsten Stunde, im Mitrofan-Saal des Kreml die Konferenz beginnen kann.

Aufsehen während der Konferenz

Lenin eröffnet. Sein erstes Wort gilt den ermordeten KPD-Führern Luxemburg und Liebknecht. Dann werden die Gremien bestimmt; Hugo Eberlein wird in die Mandatsprüfungskommission und zum ständigen Mitglied des Präsidiums gewählt. Auf der Konferenz sitzt er im Präsidium zur Rechten Lenins. Zufall ist das keineswegs. Boris Reinstein, der die Sozialistische Arbeiterpartei der USA vertritt, schreibt darüber 1929: „Das größte Ansehen genoß, nach der KPdSU, die deutsche Kommunistische Partei... Dieses Gefühl übertrug sich auf ihren angekommenen Vertreter, den Genossen Albert (Eberlein). Außer Lenin... befand sich dort wohl kaum ein Genosse, mit dessen Ansicht man, mit Rücksicht auf seine Partei, so rechnete wie mit der des Genossen Albert."

In Moskau herrscht zur Stunde knackiger Frost, das Thermometer zeigt minus 26 Grad. Die Delegierten logieren zumeist im Hotel Metropol und laufen das kurze Stück zum Kreml durch den Alexandergarten. Im Schnee liegen verhungerte Katzen und Hunde. Die Internationalisten leben von Brot und dünner Heringssuppe. Den Tee, der ihnen gereicht wird, nennen sie „Kipjatok", was soviel wie „gekochtes Wasser" heißt. Das ganze Land darbt und friert.

Der Österreicher Karl Steinhardt erreicht die Stadt mit Verspätung, die Beratungen laufen bereits, als er sich durch die Postenkette des Kreml zwängt. „Der Saal war nicht allzu groß. Ungefähr hundert Menschen konnten darin wohl knapp Platz finden. An einer Schmalseite stand ein nicht allzu großes Podium, an dem ungefähr ein Dutzend Personen saß. Ich ging zum Podium, einiges Aufsehen erregend. Ich sah auch

merkwürdig genug aus. Seit fast drei Wochen hatte ich kein richtiges Bett gesehen. Mein bartstoppeliges Gesicht war seit zweieinhalb Wochen nicht gewaschen, mein wuscheliges Haar nicht gekämmt worden. Der alte, geflickte, schmutzige Soldatenmantel, den ich in Budapest mitgenommen hatte, war durch die Strapazen der Reise nicht eleganter geworden. Den Gipfelpunkt der Merkwürdigkeit bildete der vollbeladene Sack auf meinem Rücken... Beim Podium angekommen, werfe ich den Sack auf den Boden und reiche die Einladung dem Genossen Lenin hin. Lenin erhebt sich, tritt auf mich zu, stellt sich auf die Zehenspitzen, legt beide Hände auf meine Schultern und küßt mich nach russischer Sitte auf meine beiden bartstoppeligen Wangen, sein unvergleichliches Lenin-Lächeln lächelnd. Dann sagt er: ‚Genosse Delegierter, Sie werden sogleich sprechen.'"

Stein um Stein

Die Konferenz tagt vom 2. bis zum 6. März 1919. Da es keine stenografischen Protokolle der Sitzungen gibt, nur die Erinnerungen einiger Teilnehmer und die Dokumente, bleibt Raum für Mutmaßung. Nach Ansicht von Boris Reinstein habe die feurige Rede Steinhardts auf der Abendsitzung des zweiten Tages den Durchbruch bewirkt. Im Anschluß nämlich hätten die Vertreter Österreichs, Schwedens, Ungarns und des Balkans den Antrag eingebracht, umgehend die III. Internationale zu konstituieren.

„Endlich schritt man zur Abstimmung. Es wurde namentlich abgestimmt, wobei auch die Genossen mit beratender Stimme befragt wurden. Die KPD enthielt sich der Stimme. Alle anderen stimmten einmütig für die Resolution. Die Kommunistische Internationale wurde unter begeisterten Rufen und dem Gesang der Internationale am 5. März 1919, abends 9 Uhr, geboren."

Die Wiederherstellung der Einheit der internationalen Arbeiterbewegung auf revolutionärer, marxistischer Grundlage kann nunmehr in Angriff genommen werden.

Wie nicht anders zu erwarten, tritt die KPD als eine der ersten Parteien der Komintern bei. Fünf Jahre später wird Hugo Eberlein einschätzen: „Die Stellung der deutschen Partei zur Gründung der III. Internationale war damals ein großer Fehler. Wir hatten die ungeheure propagandistische Wirkung der sofortigen Gründung arg unterschätzt."

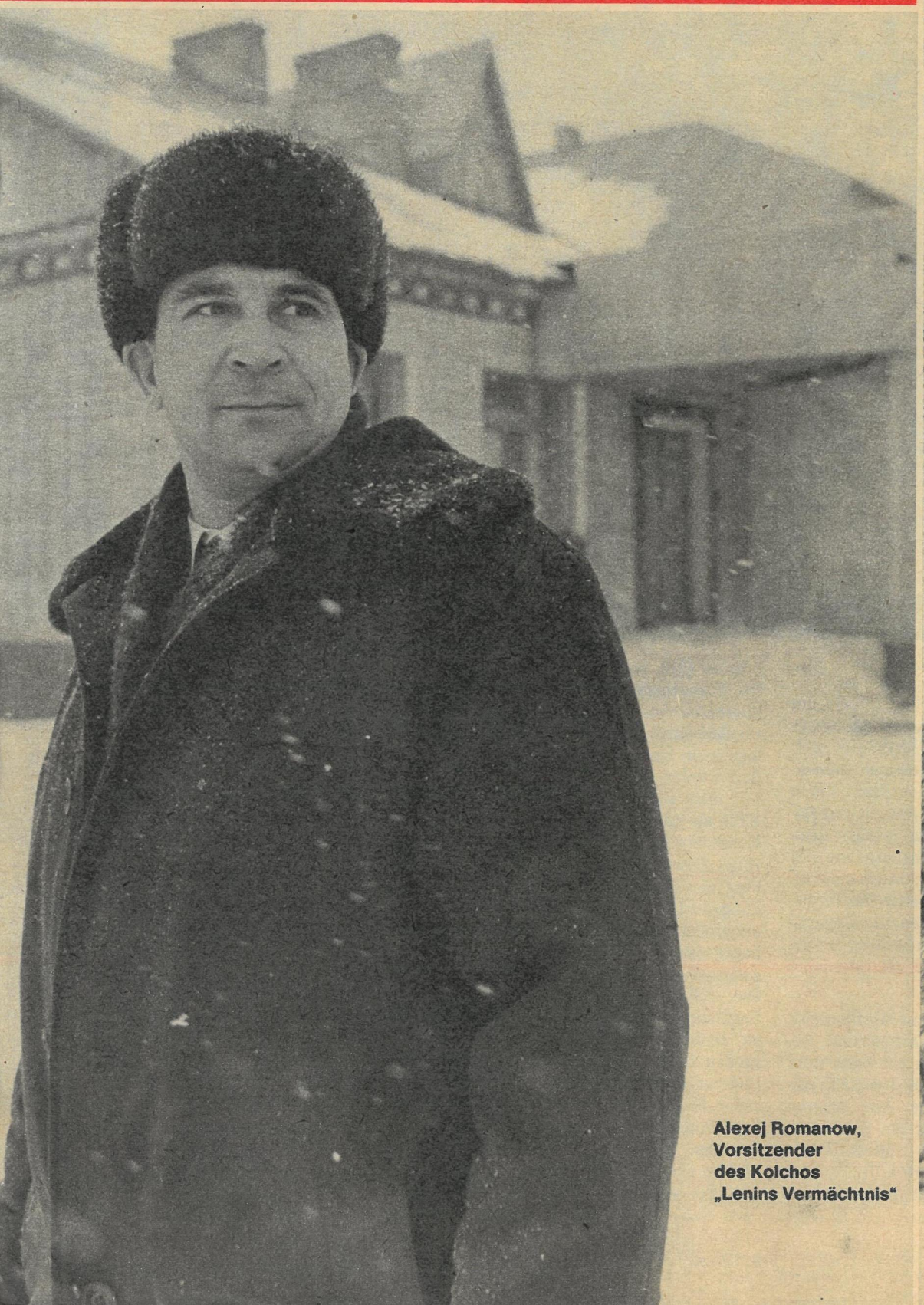
Die KPD ist eine der stärksten Sektionen der Komintern und leistet bis zu deren Selbstauflösung 1943 einen großen Beitrag zum Zusammenschluß und zur Entwicklung der kommunistischen Bewegung.

Jene Aufzeichnungen Hugo Eberleins aus dem Jahre 1924, welche erstmals 1988 in der Zeitschrift „Einheit" veröffentlicht wurden, schließen mit der Feststellung: „Die dem 1. Weltkongreß folgenden Weltkongresse haben Stein um Stein zu dem Gebäude der Kommunistischen Internationale zusammengetragen, haben unter der genialen Führung Lenins Theorie und Taktik des Kommunismus erweitert und vervollständigt und haben in der Kommunistischen Internationale eine Macht geschaffen, die die Welt erobern wird." Auch wenn diese Quintessenz hinsichtlich der Perspektive nicht gänzlich frei ist von der revolutionären Romantik jener Jahre und die Politik der Komintern vor Irrtümern nicht gefeit blieb, so trifft sie doch im Kern die objektive Wahrheit: Die Kommunistische Internationale hat das Aussehen der Welt verändert, indem sie dem gesellschaftlichen Fortschritt in vielen Ländern den Weg ebnete.

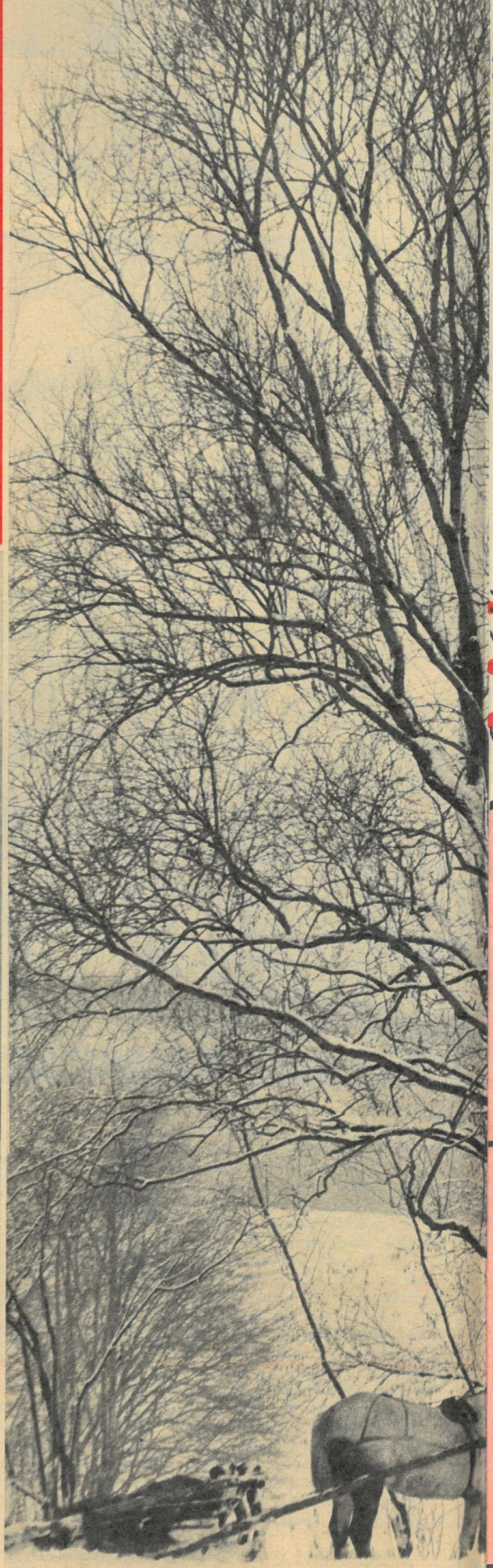
Fotos: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Zentrales Parteiarchiv (4), Walter Ballhause (1), Dietz Verlag/Ewald (1), FW-Archiv (1)

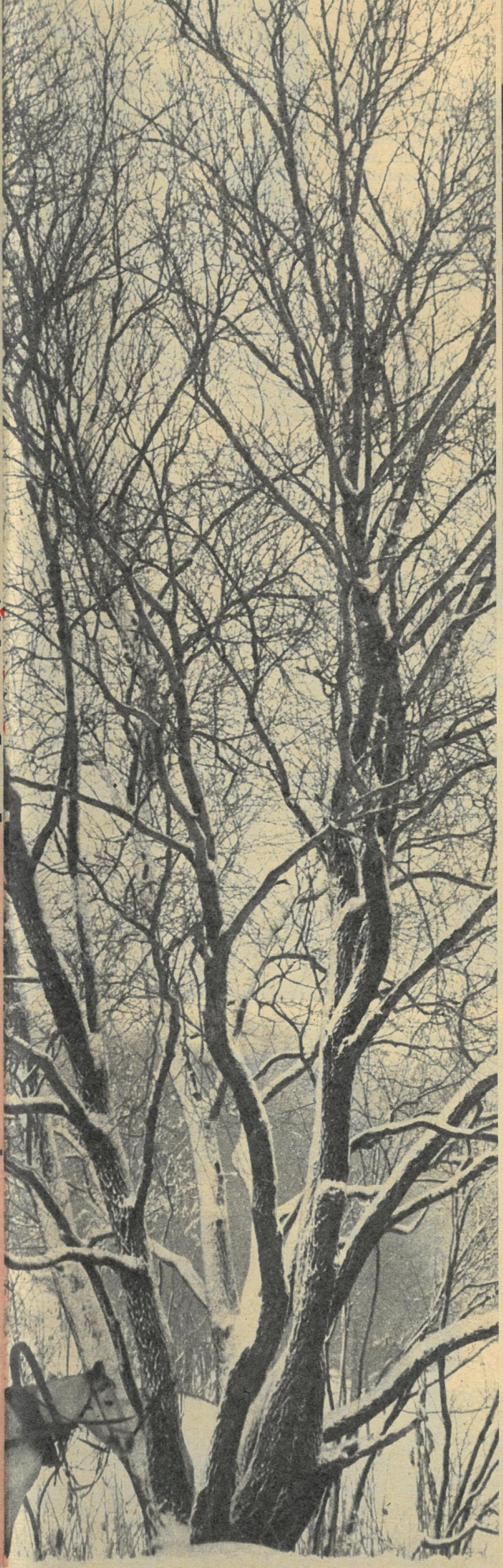
Ein Dorf kommt aus den roten Zahlen

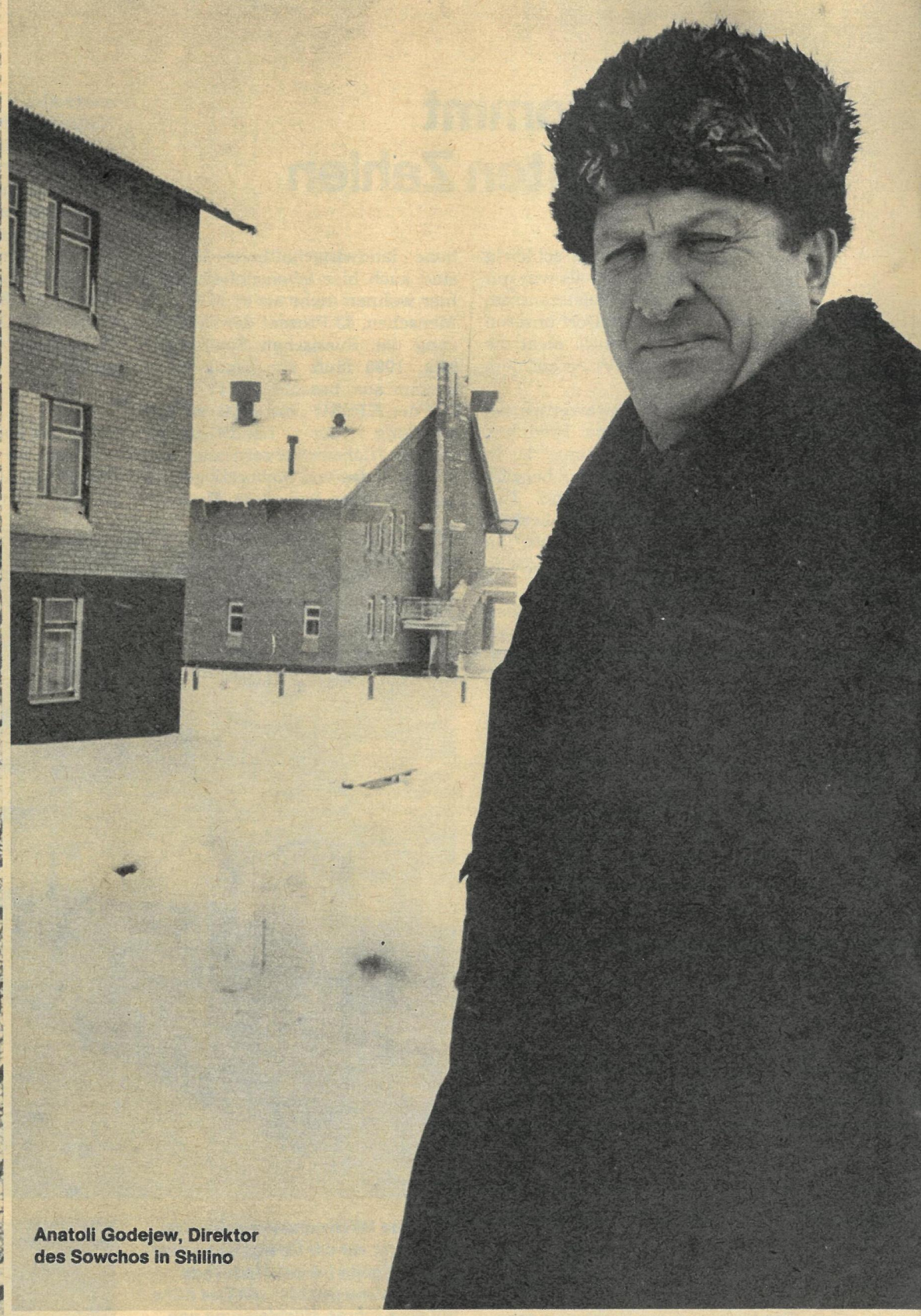
„Ich schick dich gleich nach Shilino!“ Barscher als mit diesen Worten konnten Eltern im zentralrussischen Gebiet Orjol ihre unartigen Kinder kaum zur Räson bringen. Denn das Dorf Shilino war ein Synonym für Trostlosigkeit, Armut, Schmutz, Verlassenheit ... Ein paar alte Leutchen zwischen verfallenen Hütten, Wolfsgeheul in den Nächten. Shilino, das verlassene Dorf, galt als Ende der Welt. Heute kann man Kindern mit Shilino nicht mehr bange machen. Aus alten und neuen Schornsteinen des Dorfes (Foto rechts unten) quillt wieder Rauch als Lebenszeichen. Die FW-Korrespondenten Jürgen Geitner (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) wollten wissen, was den Wandel bewirkte.



Alexej Romanow, Vorsitzender des Kolchos „Lenins Vermächtnis“







Anatoli Godejew, Direktor
des Sowchos in Shilino

Ein Dorf kommt aus den roten Zahlen

Die Flur liegt weiß und schläfrig unter der Wintersonne, als wir, mit dem Auto aus dem Gebietszentrum Orjol kommend, dem Dorf unseren Besuch abstatten. Gewiß nicht die ideale Zeit für eine Visite auf dem Lande.

Das Land: Nichtschwarzerdezone. Ein Boden, der seine Produkte, trotz des günstigen Klimas, nicht gerade überschwenglich hergibt. Geschichtsträchtige Gegend: Turgenjew kommt von hier, Leskow ebenso, dessen „Lady Macbeth" im nahen Mzensk ihre mörderische Selbstbehauptung trieb.

„Rußland, Rußland, wie oft denke ich unter Schmerzen an dich", schrieb Turgenjew. Und Lew Tolstoi kam ihn oft besuchen, zu Fuß, aus dem nahen Jasnaja Poljana...

1919 zerschlug die junge Rote Armee bei Orjol die Elitetruppen des Generals Denikin, die nach Moskau durchbrechen wollten. Während des 2. Weltkrieges wurde hier, am Bogen Orjol–Kursk, die faschistische Wehrmacht aufs Haupt geschlagen. Die 22 Monate währenden Kämpfe hinterließen tiefe Wunden: Stadtruinen und abgebrannte Dörfer. 455 000 Menschenopfer allein im Gebiet Orjol. Nach dem Kriege mühsamer Wiederaufbau. Wirtschaft und Industrie wurden praktisch neu geschaffen. Die heutigen Produkte des Gebiets – Rechentechnik, Straßenbaumaschinen, hydraulische Geräte und Uhren – gehen in über 70 Länder der Erde. Im Vergleich zur Vorkriegszeit wuchs das Produktionsvolumen auf das Dreißigfache. Neue Betriebe, Hochhäuser, Institute – es tat sich was in den Städten.

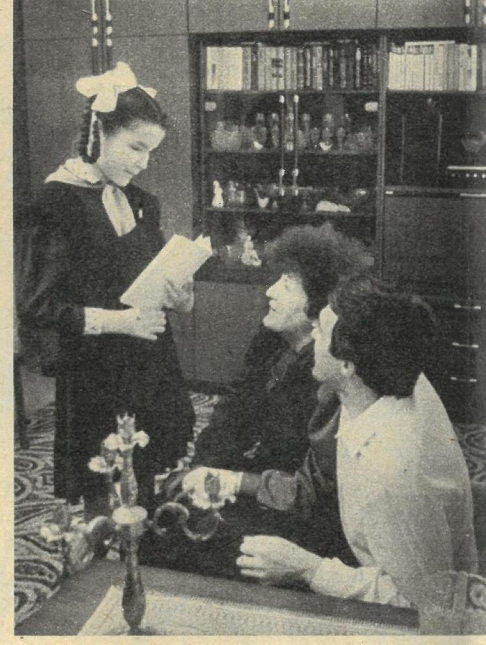
Ein Landstrich mit Problemen

„Die Probleme der Nichtschwarzerdezone der RSFSR bewegen alle Sowjetmenschen", sagte Michail Gorbatschow auf dem IV. Kongreß der Kolchosbauern. „Die Menschen, die hier leben, hatten in den schwierigsten Jahren mit anderen Gebieten unseres Landes alles brüderlich geteilt und einen gewichtigen Beitrag zur wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung vieler unserer Republiken geleistet."

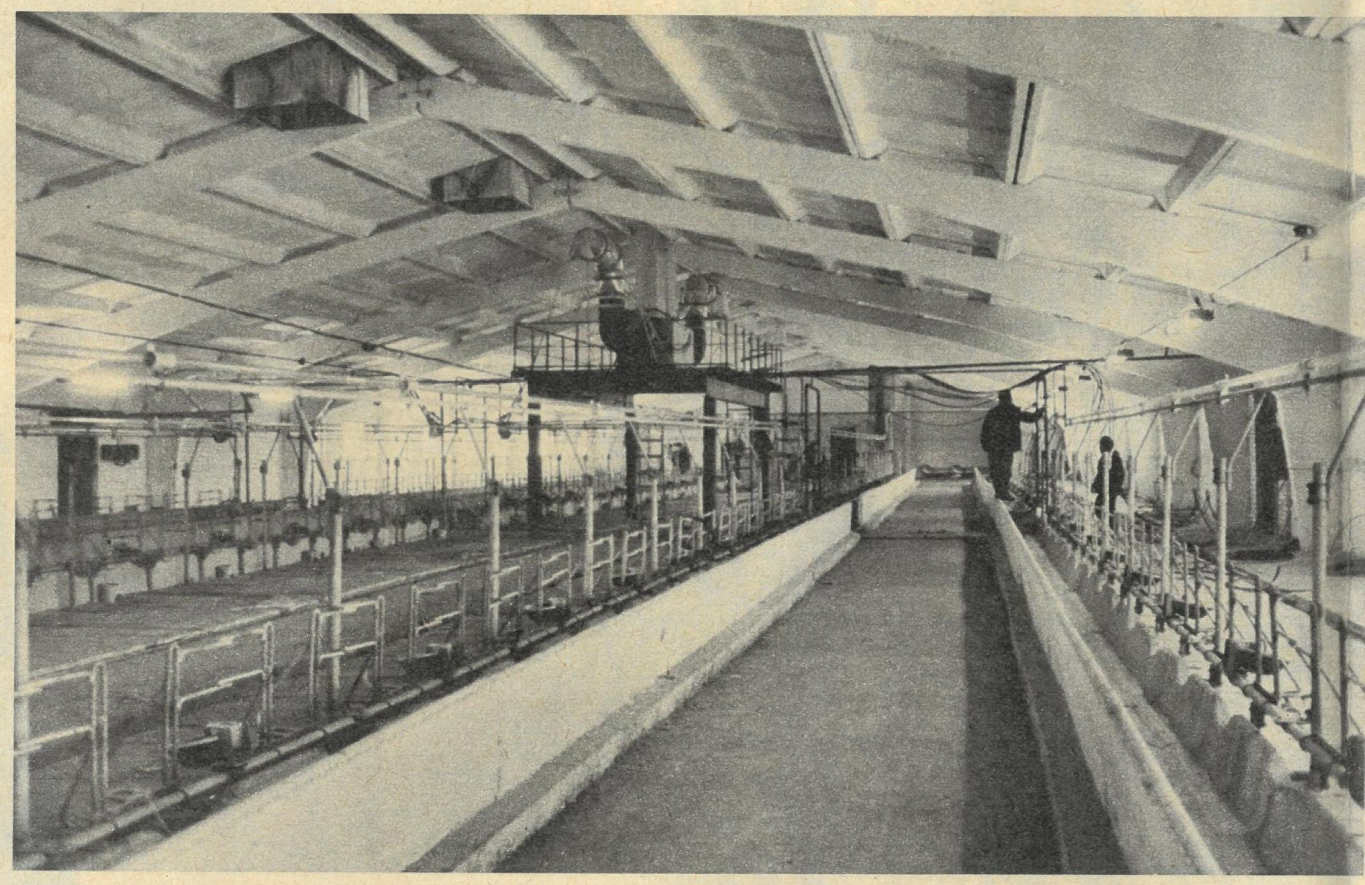
Und heute? Wo bestehen die Probleme dieser Gegend, deren Bezeichnung auf so ausgeprägte Eigenheiten hinweist, daß auch der landwirtschaftliche Laie merkt, hier geht nicht alles so einfach. In der RSFSR erstreckt sich die Nichtschwarzerdezone über rund 2000 Kilometer von West nach Ost und immerhin 1 500 Kilometer von Nord nach Süd. Von ihren 32 Millionen Hektar Ackerland sind zwei Drittel leichte, übersäuerte oder überfeuchtete Böden. Aber hohe landwirtschaftliche Erträge sind auch hier lebensnotwendig – hier wohnen mehr als 61 Millionen Menschen, 43 Prozent der Bevölkerung der Russischen Sowjetrepublik. 1990 läuft ein Komplexprogramm aus, beschlossen 1974 vom ZK der KPdSU „zur weiteren Entwicklung der Landwirtschaft in der Nichtschwarzerdezone der RSFSR", das von Meliorationsmaßnahmen über komplexe Mechanisierung und Düngung sowie Pflanzenschutz bis zu besseren Arbeits- und Lebensbedingungen der Landbevölkerung reicht.

Eng im Zusammenhang damit steht das 1982 beschlossene Lebensmittelprogramm. Vor allem die Niveauunterschiede zwischen landwirtschaftlichen Betrieben mit vergleichbaren Böden sollen abgebaut werden.

Was steckt eigentlich hinter dem unsympathischen Wort „Lebensmittelproblem"? – Die Deutung des Landwirtschaftsexperten Lew Woskressenski: „Es kennzeichnet keinen eigentlichen Mangel, sondern weist darauf hin, daß die Ernährungsstruktur der Sowjetmenschen stärker als gegenwärtig wissenschaftlich begründeten Normen entsprechen muß." Der Anteil wertvoller, stark eiweißhaltiger Nahrungsmittel (Fleisch, Milch, Eier usw.) liegt unter dem Niveau, das von Ernährungswissenschaftlern empfohlen wird. Das kommt vor allem aus dem produzierten Angebot, dessen Lücken die fehlerhaften Ernährungsgewohnheiten regelrecht aufzwangen. Bei Fleisch, aber auch Milch, Eiern, Frischgemüse und Obst wird das optimale Niveau bei weitem noch nicht erreicht.



Zu Hause bei den Petrows, die nach jahrelangem „Zwischenspiel" im nördlichen Archangelsk wieder in Shilino leben



Die neue Milchviehanlage des Kolchos kurz vor der Übergabe an eine Pachtbrigade (oben). Nadeshda Swiridonowa (rechts) will ihre Kühe auf eine Jahres-Milchleistung von 6000 Liter bringen.

Das vergessene Dorf

Nun also Shilino. „Praktisch tat sich hier, jahrzehntelang nichts", sagt Anatoli Godejew, Direktor des dortigen Sowchos, als er uns in der neuerbauten Siedlung begrüßt. „Die Investitionspolitik hatte den sozialen Bereich völlig vernachlässigt, viele Dörfer für ‚perspektivlos' erklärt, Schulen und Krankenhäuser geschlossen. Über 700 Dörfer und ländliche Siedlungen im Gebiet Orjol mit jahrhundetealter Geschichte existieren nicht mehr."

Shilino also beinahe die traurige Regel. Vier Jahre zuvor noch machte es dort Mühe, sechs bis sieben Dezitonnen Getreide vom Hektar zu ernten. „Selbst für unsere Verhältnisse lächerlich wenig", sagt Godejew, „aber wir hatten praktisch auch keinen mehr, der den Boden bearbeitete. In der größten Erntenot wurden Brigaden aus der Stadt herangefahren, um zu helfen – aber die blieben immer nur einen Tag."

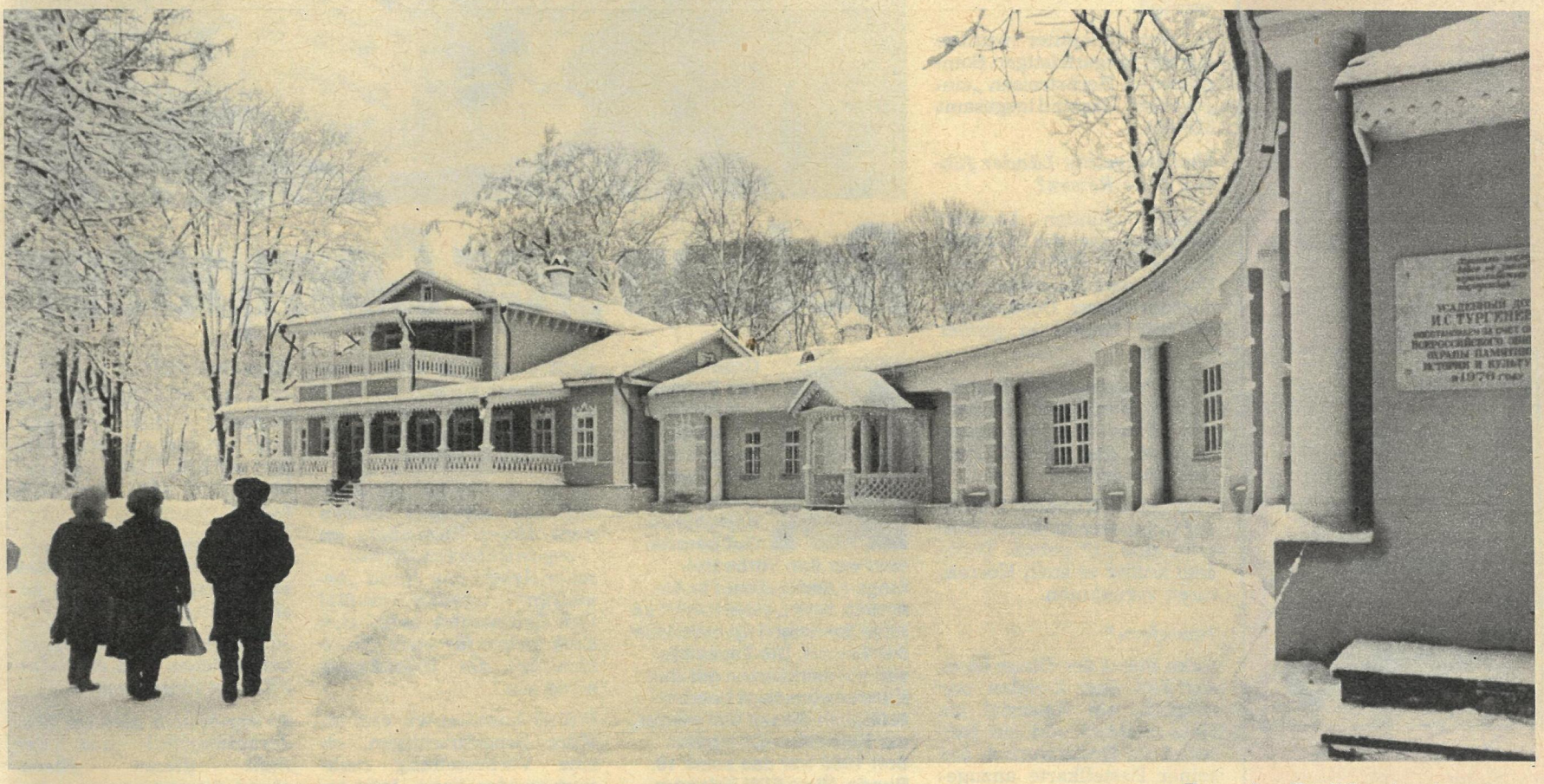
Vier Kinder im schulpflichtigen Alter gab's noch, und die Sowchoskühe lieferten 1800 Kilogramm Milch im Jahresdurchschnitt. Auch hier war Shilino nicht die Ausnahme: von den 410 Landwirtschaftsbetrieben des Gebietes steckten etwa 300 in den roten Zahlen. „Das eigentlich Schlimmste", schätzt der Direktor ein, „war aber die psychologische Seite der Sache. Mit der Vernachlässigung des Dorfes hatte der Bauer das Gefühl der Verantwortung für Boden und Vieh verloren. Auf administrativer Grundlage wurden die wenigen noch verbliebenen Arbeitskräfte auf LKWs hin- und hergekarrt, heute hierhin, morgen dorthin, übermorgen kam überhaupt kein LKW. Der Bauer verlor seine Rolle als Land-Wirt. So kam es zur Landflucht in unserem Gebiet. Die Leute wanderten ab in die Städte, wo es Straßen, Kindergärten, Geschäfte, Wohnkomfort und vor allem bessere Arbeitsbedingungen gab. Godejew hat sich in der DDR-Landwirtschaft umgesehen: „Die Bildung der Genossenschaften in Ihrem Land, alle Maßnahmen zur Intensivierung verletzten nicht dieses Prinzip: der Bauer blieb Eigentümer des Bodens. Er verlor nie das Gefühl, Herr des Landes zu sein. Bei uns ist der Boden Staatseigentum, den Sowchosen und Kolchosen zur Nutzung unentgeltlich überlassen. Wir mußten also etwas anderes unternehmen, damit das Wort ‚unser' wieder die erforderliche Geltung erhält."

Vorwärts ins Unbekannte

Das begann, auch im Orjoler Gebiet, mit der schrittweisen Einführung der Eigenfinanzierung und der wirtschaftlichen Rechnungsführung in den landwirtschaftlichen Betrieben. Anfang 1988 wurden zudem Pachtverträge eingeführt – eine neue Form der Wirtschaftsbeziehungen zwischen den Werktätigen und den Sowchosen und Kolchosen.

Für den Anfang lagen wenig Erfahrungen vor, weder in Theorie noch in Praxis. Also Vorwärtsgang auf unbekanntem Terrain – Erproben, Durchsetzen, Korrigieren und wieder weiter vorwärtsschreiten. Die Mitwirkung der Wissenschaft war unerläßlich: Die Lenin-Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der UdSSR war seit Anbeginn als Ratgeber mit von der Partie. Ergebnis: Im Gebiet Orjol liegt die Arbeitsproduktivität in den bis heute

Fortsetzung auf Seite 43

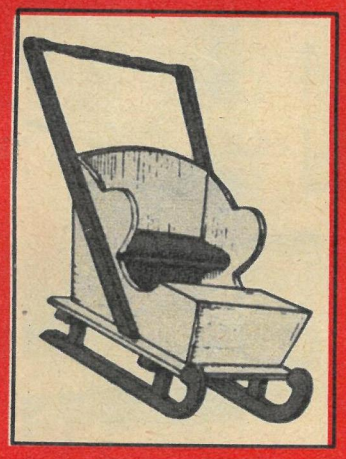


Turgenjew-Tradition: Im ehemaligen Wohnhaus des Dichters (oben) eine viel besuchte Museumsstätte. Links: Winter-Variante – Frauen der Feldbaubrigaden produzieren in der kalten Jahreszeit Kinderschuhe für den örtlichen Bedarf.

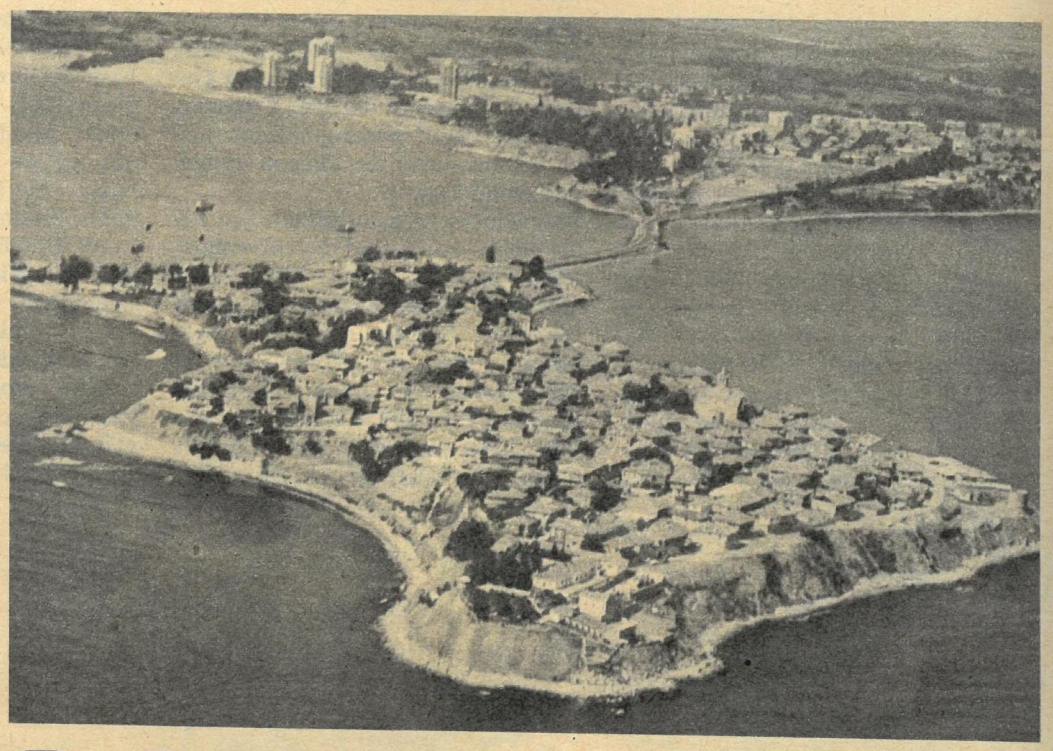
FREIE WELT

Tolles Treiben im Schnee

Für unsere Zunge ist der Name der traditionellen Schlitten mit den langen hochgebogenen Hörnern, wie sie noch heute in der kleinen Berggemeinde Turecká (ČSSR) gefahren werden, kaum aussprechbar: K r ň a č k y . Versuchen Sie es mal, es klingt wie das Knirschen von Eiskörnern und verharschtem Schnee unter dahinrasenden Kufen. Die Krňačky-Piloten erreichen rennschlittenähnliche Geschwindigkeiten, obwohl sie – wie einst ihre holzfällenden Ahnen – auf urigen Naturpisten den Hang hinunterpreschen. Was früher ein hartes Muß war, denn anders ließ sich ein halber Festmeter Holz nicht aus dem Wald abfahren, ist heute ein sportliches Vergnügen. Alljährlich



Anfang März bereichert es das fröhliche Treiben zum Fasching. Vor 25 Jahren kamen die ersten Burschen auf die Idee, ihren Vorfahren an Kühnheit nicht nachzustehen und wagten sich auf Hörnerschlitten im Mannschaftswettkampf den steilen Križná hinunter. Im Jahr darauf traten schon 13 Mannschaften, auch einige Mädels, zu diesem Härtetest an. Heuer werden an die hundert, auch aus der UdSSR und Ungarn, erwartet. Denn dieses ungewöhnliche Schlittenrennen unweit von Banská Bystrica in der mittleren Slowakei wurde inzwischen so populär, daß es sogar im Fernsehen bei unseren Nachbarn einen festen Platz hat. Harte Männer und furchtlose Frauen bewältigen die zwei Kilometer mit einem Höhenunterschied von 430 Metern bei einem Tempo bis zu 80 km/h in knapp drei Minuten ... Auch die Kinder sind dabei im Mini-Schlitten (Skizze), solange der Schnee reicht ...



Reisen per Computer

Großverkauf von Sommerreisen! Gegenwärtig beginnt er in allen Zweigstellen des Reisebüros. Gut beraten war, wer den Vorbestellungs-Kundendienst in Anspruch nahm. Viele haben so ihren Sommer-Trip bereits in der Tasche. Die Tausende von Vormerkkarten mit den Kundenwünschen bearbeitete auch dieses Mal wieder der Reisebüro-Computer. Seit 1986 war das seine 10. Runde. Über EDV-Erfahrungen und Aussichten im nun einsetzenden Freiverkauf sprach FREIE WELT mit Dipl. oec. Hans Enkelmann, Direktor für Absatz in der Generaldirektion des Reisebüros der DDR.

Hatte Ihr Computer viel zu tun?

48 Rechner-Programme, die das vertraglich gebundene Reiseangebot und die Wünsche unserer Kunden bündelten, mußte er bewältigen.

Wie viele Interessenten haben den Vorbestellungs-Service in Anspruch genommen?

Genau 262 754 Reisebürokunden.

Erscheint das, gemessen am Jahresangebot von 1,1 Millionen Reisen, nicht zu wenig?

In den Computer wurden nur die längerfristigen Sommer- und Herbstreisen „eingespeist". Das sind insgesamt 326 641.

Und in welche Länder führen diese Reisen?

Unsere Kunden konnten Wünsche für die UdSSR, Bulgarien, ČSSR, Polen, Ungarn und Rumänien vormerken lassen. Dorthin bieten wir Reisen in großer Zahl an.

Die vorgedruckten Bestellkarten verlangen ja von den Kunden Akkuratesse. Wurden die „Schulaufgaben" gut erfüllt?

Fast allen Kunden konnte der Computer in dieser Hinsicht eine „1" geben. Trotzdem mußte er auch Korrekturen vornehmen.

Inwiefern?

Beim Stand der Dinge ist es zur Zeit dem Kunden nur möglich, ein Reiseziel als Hauptwunsch und ein Reiseziel als Ersatzwunsch auf seiner Bestellkarte anzugeben. Darauf haben wir ständig hingewiesen. Dennoch senden uns ganz Pfiffige immer wieder viel mehr ein. 14 092 Kunden probierten ihr Glück doppelt, 684 versuchten es dreifach, 163 gleich vierfach. Spitzenreiter war ein junger Mann, der, sage und schreibe, 30 Vormerkkarten eingeschickt hat.

Wird ein solcher Egoist aus der Bestellerliste gestrichen?

Nein. Eine Vormerkkarte bleibt gültig. Gleiches Recht für alle.

Übrigens, gleiches Recht: Kann der Computer irgend jemanden „bevorzugen"?

Das ist völlig ausgeschlossen. Er bearbeitet die Reisewünsche nach den wichtigsten persönlichen Daten der Einsender: Name, Anschrift, Personenkennzahl. Mehr weiß er nicht. Für den Computer sind alle Kunden gleich. Seine Aufgabe ist es, in drei Durchläufen die Varianten zu berechnen, die eine optimale Befriedigung der Kundenwünsche garantieren.

Durchläufe?

Ein technologischer Begriff: Er faßt alle notwendigen Rechenoperationen in einem Wort zusammen. Im ersten Durchlauf wird im Zentralrechner geprüft, ob der Hauptwunsch aus dem Reisekontingent des Bezirkes, in dem der Kunde wohnt, erfüllt werden kann. Falls das nicht möglich ist, kommt er in den zweiten Durchlauf. Dabei prüft der Computer die Realisierung der Bestellung anhand des Kontingents aller Bezirke zusammengenommen. Ist auch dieses Resultat negativ, kommt der Ersatzwunsch an die Reihe, im dritten Durchlauf (mit dem Gesamtkontingent).

Es ist kaum zu glauben, daß vor wenigen Jahren noch dieser Riesenberg an organisatorisch-technischer Arbeit von Hand „bewältigt" werden mußte! Der Zeitgewinn zahlt sich doch sicher für viele Touristen bei der Urlaubsplanung aus?

Früher konnten wir erst im März benachrichtigen, ob eine Vorbestellung realisiert werden kann. Jetzt erhalten alle Kunden im Januar Antwort. Den Vorschlägen aus den Vorjahren entsprechend, informieren wir zuerst die Betroffenen, denen wir kein Vertragsangebot machen können, damit sie umpolen bzw. neuplanen können.

Und wie viele der Reiselustigen haben inzwischen eine Bestätigung für ihre Sommerreise-Vorbestellung?

Zirka 44 Prozent.

Einige Leser schrieben uns, daß sie wiederholt Absagen erhielten. Sie wollten wissen, ob der Computer möglicherweise etwas „verwechseln" könne?

Da der Computer jeden einzelnen Kunden individuell nach seiner unverwechselbaren Personenkennzahl bedient, ist das ausgeschlossen. Wiederholte Absagen aber gibt es, weil über Jahre hinweg populäre Reiseziele überfragt sind.

Zum Beispiel?

Eine der Traumreisen: Die Weißen Nächte in Leningrad. In diesem Jahr können wir 510 Reisen dazu anbieten, bei 4043 Vorbestellungen.

Merkt sich der Computer, wenn einer der Kunden seine Reise ohne Erfolg bestellt hatte?

Ja, der Kunde erhält in einem solchen Fall auf seine PKZ ein Sternchen.

So ergibt sich also im Wiederholungsfall aus der Zahl dieser „Sternchen"-Anmerkungen eine Priorität in der nächsten Runde?

Richtig, dann entscheidet der Computer vorrangig zugunsten dieser Kunden.

Abzählreim: Wird es einen Sommer geben? Ja, nein, ja ...

Welche Chancen für eine Sommerreise in dieser Saison hat nun jemand, dessen Vorbestellung abschlägig beschieden wurde?

Ihn möchte ich auf die im Verkauf befindlichen noch freien Reisen und eventuellen Zusatzangebote, die unsere Geschäftspartner anbieten, verweisen. Mit seiner Wunschreise kann sich außerdem jeder Kunde in die Bestelliste seiner Zweigstelle eintragen lassen.

Bestelliste? Ist das wie beim Fliegen? Wenn ein Passagier nicht kommt, erhält der zuerst eingetragene Fluggast den Platz...

Genauso.

Gibt es eigentlich viele Kunden, die einen Reisevertrag annullieren?

Im vergangenen Jahr waren es über 60 000.

Gibt es auch Rücktritte von vorbestellten Wunschreisen, für die der Computer ein „Ja" ausgedruckt hat?

Ja. Im vorigen Jahr ließen uns beispielsweise in Berlin 20 Prozent solcher Kunden „sitzen". Trotz mehrfacher Benachrichtigung machten sie keinen Vertrag mit uns. Diese Reisen werden dann im freien Verkauf angeboten. Auf solche Weise kommen auch die gelegentlich von enttäuschten Kunden monierten Überraschungen zustande: Reisen, die als nicht realisierbar galten, erscheinen plötzlich doch im aktuellen Angebot.

Können Sie einige Tips für den Freiverkauf geben?

Gern. Während die Plätze in komfortablen Hotels der sowjetischen und bulgarischen Schwarzmeerküste in den Sommerferien so gut wie ausverkauft sind, gibt es noch Privatquartiere in Nessebar (links oben), Baltschik und Warna. Wer bei einer Reise viel auf einmal sehen möchte, dem rate ich zu der abwechslungsreichen Bulgarien-Rundreise. Bei Dnjepr-Schiffsreisen zeichnete sich in der Vorbestellungsrunde eine starke Nachfrage ab, bei Wolga-Schiffsreisen dagegen gibt es noch freie Plätze.

Und wie steht's mit Badereisen nach Rumänien in diesem Sommer? Von der vorherigen Saison war Gutes zu hören.

Unsere Touristen waren zufrieden, das spricht für sich. Wir haben in diesem Jahr das Angebot – bei fast gleichem Preisniveau – erhöht. In Mamaia, Neptun, Jupiter und anderen Kurorten erwarten gute Hotels Gäste aus der DDR.

Arbat – perspektivisch

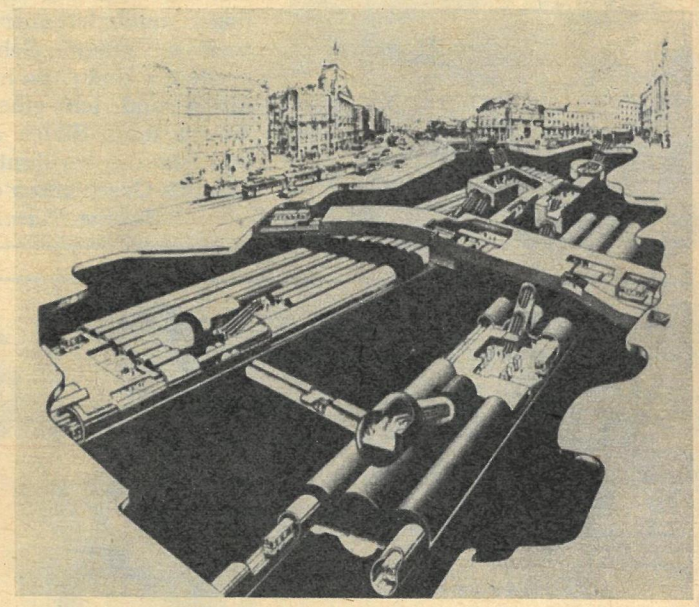
Eine Straße im Zentrum der sowjetischen Hauptstadt, die in einigen Jahren ein halbes Jahrtausend auf dem Buckel haben wird und anno 1985 als Fußgängerzone denkmalsgeschützt wie Phönix aus grauem Alltag erstand, ist wieder im Gespräch: der Arbat (Foto unten). Dafür sorgen Architekten aus der Werkstatt Nr. 10 von MOSPROJEKT-2. Der Arbat – eine erholsame Insel im Moskauer Massengewühl – wurde wieder populär bei Moskauern und Touristen aus aller Welt. Die Vorzüge des alten neuen Arbat sprechen sich herum. Hier ist's gut verweilen, und wenn der Mensch für den Menschen Zeit hat in Moskau, dann vor allem hier auf dem Arbat. Und sei's nur für einen Moment, für eine kleine Beobachtung beim Flanieren. Außer schwärmerischen nostalgischen Tönen wurde aber auch Kritisches laut: Die Restaurierung des Arbat, dessen Name tatarischen oder gar arabischen Ursprungs sein soll, habe nur die vordere Front des Viertels erfaßt, die Höfe seien nicht einbezogen worden, und es gäbe noch zu wenig Stätten der Geselligkeit, zum Einkehren, für Gaumenkitzel und Kunstgenuß. Hier begann für das Team der Werkstatt Nr. 10 die Arbeit. Kürzlich wartete die von Alexander Gurkow geleitete Projektantengruppe mit einem Arbat-Bummel in die Zukunft auf: Haus Nr. 19 – heute noch ein freier Platz – entsteht neu im Pavillonstil. Im Hof etabliert sich ein Theater mit 400 Plätzen. Nebenan, in der uliza Mjaskowskowo, zieht ein neues Hotel in alte Häuser ein, nebst Restaurant und Café.

Arbat Nr. 21: In der zweiten Etage dieses Gebäudes wird sich der Kunstfonds der UdSSR in einem großzügigen Ausstellungssaal präsentieren. Ein akustisch ideales Domizil erhalten Moskaus Musiker mit dem neuen Skrjabin-Konzertsaal in der ehemaligen Kirche „Spasa na peskach". Neben dem georgischen Verkaufssalon „Msiuri" wird der weitläufige Raum der Innenhöfe der Häuser Arbat 40 bis 44 überdacht, und zwar mit einer Glaskuppel. Hier werden Kammermusiker „auf dem Hof" musizieren, Künstlerklubs laden zu Dichterlesungen, Schauspielereien und Diskussionsabenden ein. Ein Film- und Fotoklub ergänzt die abwechslungsreiche Palette. Unter dem gläsernen Himmel soll auch winters frisches Grün grünen und einem Hof-Restaurant exotisches Gepräge geben. Unter die Erde geht's zum Kino und zum Tanz. Auch die Tradition der Krämerläden soll wieder aufleben. Ein „Arbat-Basar" im mittelalterlichen Stil kann sich künftig in einer überdachten Passage im Hofterrain der Häuser Nr. 32 bis 36 ausbreiten. Schließlich wird auch die Geschichte ihren festen Platz haben: in der alten Starokonjuschenoi-Gasse, in einem mit üppigen Schnörkeleien verzierten Haus, dem künftigen Arbat-Museum.

A. Penewski

Buchtip

Ein Blick in die „Unterwelt", der viel Interessantes ans Tageslicht fördert. „Während die meisten Verkehrsbauten als Brücken, Straßen, Fußgängeretagen oder Expreßeisenbahnen für jedermann sichtbar entstehen und nach ihrer Fertigstellung als selbständige Zeugnisse des Ingenieurbaus besichtigt werden können, entziehen sich die Tunnel weitgehend dem Blick der Öffentlichkeit, und von den großartigen Leistungen ihrer Erbauer wird nur wenig sichtbar..." Dieses Dunkel aufzuhellen, nimmt sich Dr. sc. techn. Hermann H. Saitz mit seinem Buch „Tunnel der Welt – Welt der Tunnel" im Berliner transpress-Verlag vor. Auf über 300 Druckseiten mit 180 teils farbigen Illustrationen gibt er einen Überblick über die Geschichte des Tunnelbaus und stellt hervorragende Bauten in aller Welt vor. Obwohl der Autor auch in die verschiedenen Technologien des unterirdischen Bauens einführt, hat er doch kein Fachbuch vorgelegt, sondern wandte sich seinem Anliegen entsprechend an einen breiten Leserkreis. Dazu dürften mit Sicherheit auch die Touristen zählen. Sie finden in diesem Buch zahlreiche besuchenswerte Beispiele in den wichtigsten Reiseländern des DDR-Tourismus. So ahnt der inmitten des Verkehrsgewühls auf dem Budapester Deak tér stehende Fremdling nicht, was sich unter seinen Füßen abspielt. Ein Blick ins Buch (rechts oben) genügt: Drei



Metrostrecken kreuzen sich hier. Oder: 1966 war Taschkent durch ein starkes Erdbeben verheerend zerstört worden. Heute fährt dort eine Metro mit über 20 Kilometern Streckenlänge. Wie baut man eine erdbebensichere U-Bahn? Im Saitzschen Buch erfährt man es und vieles andere Wissenswerte, lernt kühne Projekte und die Pioniere des modernen Tunnelbaus kennen. Wie so oft bei guten Büchern war die 1. Auflage schnell vergriffen. Bis auf weiteres müßte man sich also an die Bibliotheken halten.

Fotos: Detlef Christel; Volker Hohlfeld; Repros (4); Interview und Redaktion: Volker Hempel

Bilderbogen

Ein Foto aus meinem Leben

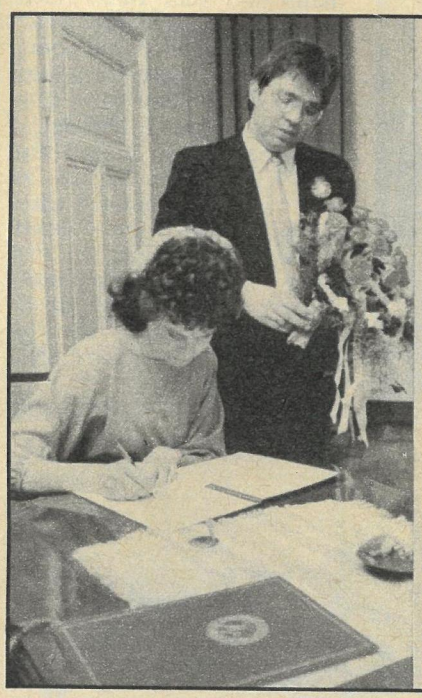
Weißt du noch?

Fotos – aus Alben herausgetrennt, aus dem Rahmen gelöst. Fotos – oft zur Hand genommen, schon abgegriffen. Liebgewordene Bilder, die Vergangenes zurückrufen, das Heute bewahren, die Zukunft ahnen lassen. Bilder, an denen man hängt.

Eins plus eins gleich drei

Das Leben hat viele Gesichter,
erst waren es Freundinnen
und dann – Geschwister.
Sie haben uns vereint,
doch blieb es nicht dabei,
bald waren sie drei.

Familie Paternoga, Berlin



Abendprogramm privat

Eine prima Idee von Ihnen! Wie oft ist es so: Ein Ereignis, davon muß ein Foto gemacht werden, dann hinein ins Album. (Manchmal auch in einen alten Schuhkarton, weil man nicht gleich Zeit hat zum Kleben.) Ja, und dann? Ganz selten kommen die Bilder ans Tageslicht, und oftmals weiß man gar nicht mehr genau, was wann wo aufgenommen wurde – außer der Hochzeit natürlich! Für Ihren Bilderbogen mußte ich aber einfach in meinen „alten Schuhkarton" greifen... Und dann haben mein Mann und ich einen ganzen Abend lang Bilder angesehen und uns die berühmten Weißt-du-noch-Geschichten erzählt.

Sabine Thamm, Leipzig

Lebenswasser

1965 auf einer DDR-Baustelle in Dawenhya/Ghana, wo eine Pumpstation zur Bewässerung errichtet wurde. Die Aufnahme erinnert mich an die kameradschaftliche Zusammenarbeit mit Afrikanern in ihrem freien Land.

Hermann Klöpfel, Berlin

...und was Neues hingebaut!

Wir folgten dem Aufruf der Partei vom November 1951 und begannen, die Trümmer Berlins zu beseitigen. Meine Verpflichtung waren 100 Halbschichten. Das hieß 300 Stunden Steine klopfen und Loren beladen. Am Tage arbeitete ich in der Staatlichen Zentralverwaltung für Statistik. Abends und am Wochenende waren Palisaden- und Mollstraße mein Arbeitsplatz. Wenn ich heute die Berge im Friedrichshain besteige, weiß ich, darunter liegen auch „meine" Trümmer.

Ursula Rentzsch, Berlin

Bis zum 31. Januar haben uns 160 Leser Momentaufnahmen aus ihrem Leben geschickt. 10 mal 50 Mark waren zu gewinnen.
Wir gratulieren Monika Gröger, Kanitz; Ralf Aulrich, Prora (Rügen); Christine Dethloff, Rostock; Enrico Bau, Pegau; Gerda und Friedrich Lohs, Halle-Neustadt; Peter Beer, Erfurt; Margarete Richter, Miltitz; Gisela Roth, Dresden; Kathrin Schönberg, Zeuthen; Ruth Vogel, Tessin.
An alle herzlichen Dank fürs Mitmachen – Ende Februar verlosen wir wieder 10 mal 50 Mark und erwarten weiter Ihre Einsendungen: Redaktion FREIE WELT, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026. Kennwort: Ein Foto aus meinem Leben.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: privat

Zopfmaid anno dunnemals

Diese Aufnahme machte ein Fotograf am Straßenrand. Ich winkte ihm zu. Im Mai 1954 fand ein Heimatfest der Stadt Lugau im Erzgebirge statt. Ich war damals im Zweigwerk „Goldfisch“ beschäftigt. Heute heißt das Werk VEB Strickwaren Oberlungwitz. Insgesamt 36 Jahre habe ich dort gearbeitet. Von seiten des Rathauses hatte man darum gebeten, daß Kolleginnen unseres Betriebes am Festumzug teilnehmen. Ich erklärte mich bereit und verwandelte mich an dem betreffenden Tag in eine Bürgerin aus dem 16. Jahrhundert. Es war ein schönes Erlebnis. Das alles ist schon lange her, jetzt bin ich 74 Jahre alt.

Gertrud Seidel,
Oelsnitz (Erzgebirge)

Bei Rittersgrün

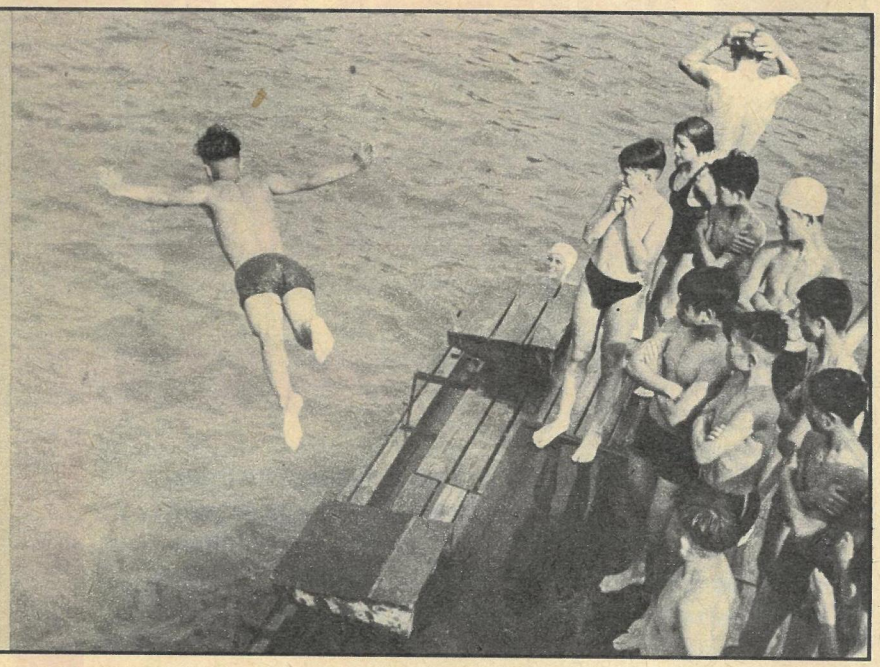
Ich habe mich für eine Naturaufnahme entschieden. Diesen Windflüchter fotografierte ich am Rande des Wanderweges von Rittersgrün zum Fichtelberg. 1988, Ende September/Anfang Oktober, verbrachten mein Mann und ich einen Teil unseres Urlaubs im Erzgebirge. Das Foto ist eine schöne Erinnerung an einen freundlichen Herbst mit viel Sonne und prächtig gefärbten Laubbäumen. Wir beide waren sehr glücklich dort.

Christine Dethloff,
Rostock

Badelust

Vor neunzehn Jahren fotografierte ich im Lößnitzbad Radebeul das Badetreiben deutscher und koreanischer Kinder. Wo mögen sie heute sein, was ist aus ihnen geworden?

Fritz Wagenknecht,
Gohlis



Das Autogramm

Hier ist ein einmaliges „Foto aus meinem Leben“, wenn es mich auch nicht persönlich betrifft. Seit vielen Jahren fertige ich für die Lokalseite der „Freiheit“ in Dessau die Sportfotos an. Beim 15. Länderkampf der Freundschaft im Turnen, 1976 in der ZAB-Sporthalle Dessau, waren die Autogramme des damaligen Einzelsiegers Lutz Mack sehr gefragt. Auch der kleine Turnbegeisterte im Vordergrund bat um eins, hatte zwar Papier und Stift, jedoch keine Schreibunterlage. Ein sowjetischer Offizier hielt kurzerhand seine Mütze hin. Eine freundschaftliche Geste am Rande – und doch ein Symbol unserer vierzigjährigen Geschichte.

Bernd Helbig, Dessau

8

ZEUGENVERNEHMUNG

**Eine FREIE WELT-Serie:
zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände –
Dokumente, Erinnerungen,
Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick
auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom
Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918
bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949**

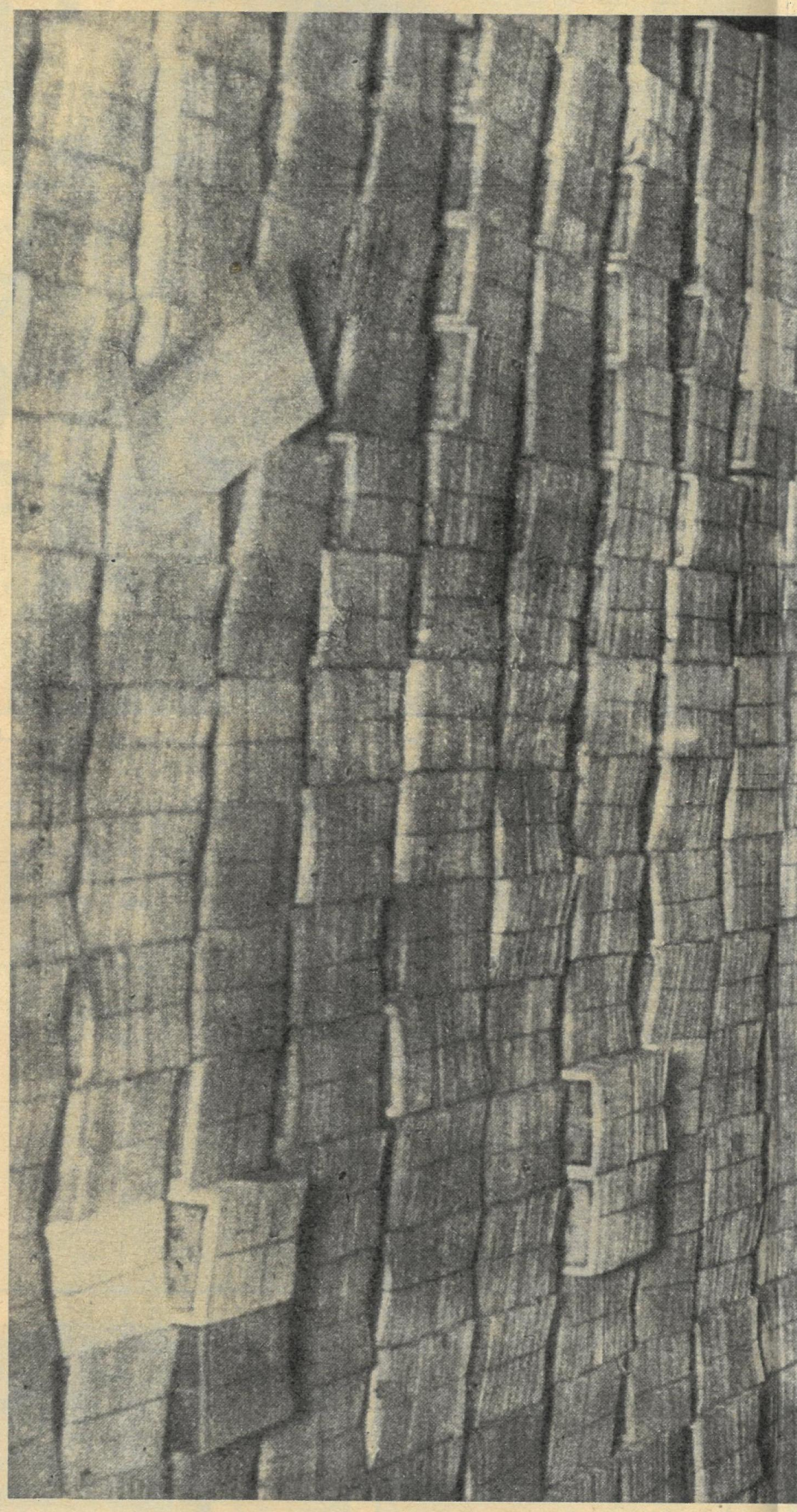
Wieviel sind 4 Billionen?

„Die Ladeninhaber wechselten täglich ihre Preisschilder: Die Mark fiel. Der Kurfürstendamm wimmelte von Ausländern, für ein Spottgeld kauften sie die Reste verflossener Herrlichkeit … Die Mark fiel weiter … Die Geschäftsinhaber kamen mit den Preisänderungen nicht mehr mit."

Ilja Ehrenburg: Menschen, Jahre, Leben

„Geld ist bedrucktes Papier; dadurch, daß Papier seinen Wert verliert, gehen keine wirklichen Werte verloren. Sie wechseln nur die Hände. Die Reichen werden reicher, die Armen ärmer. Jene, die nur Papier besaßen, den papiernen Anspruch auf wirkliche Werte, die Rentner, die kleinen Sparer, jene vor allem, die nur mit Papier bezahlt wurden, die Arbeiter, Angestellten und kleinen Beamten, ihnen wurde genommen; jene, die wirkliche Werte besaßen, die Grundstücke, die Fabriken, die Bergwerke, ihnen wurde gegeben."

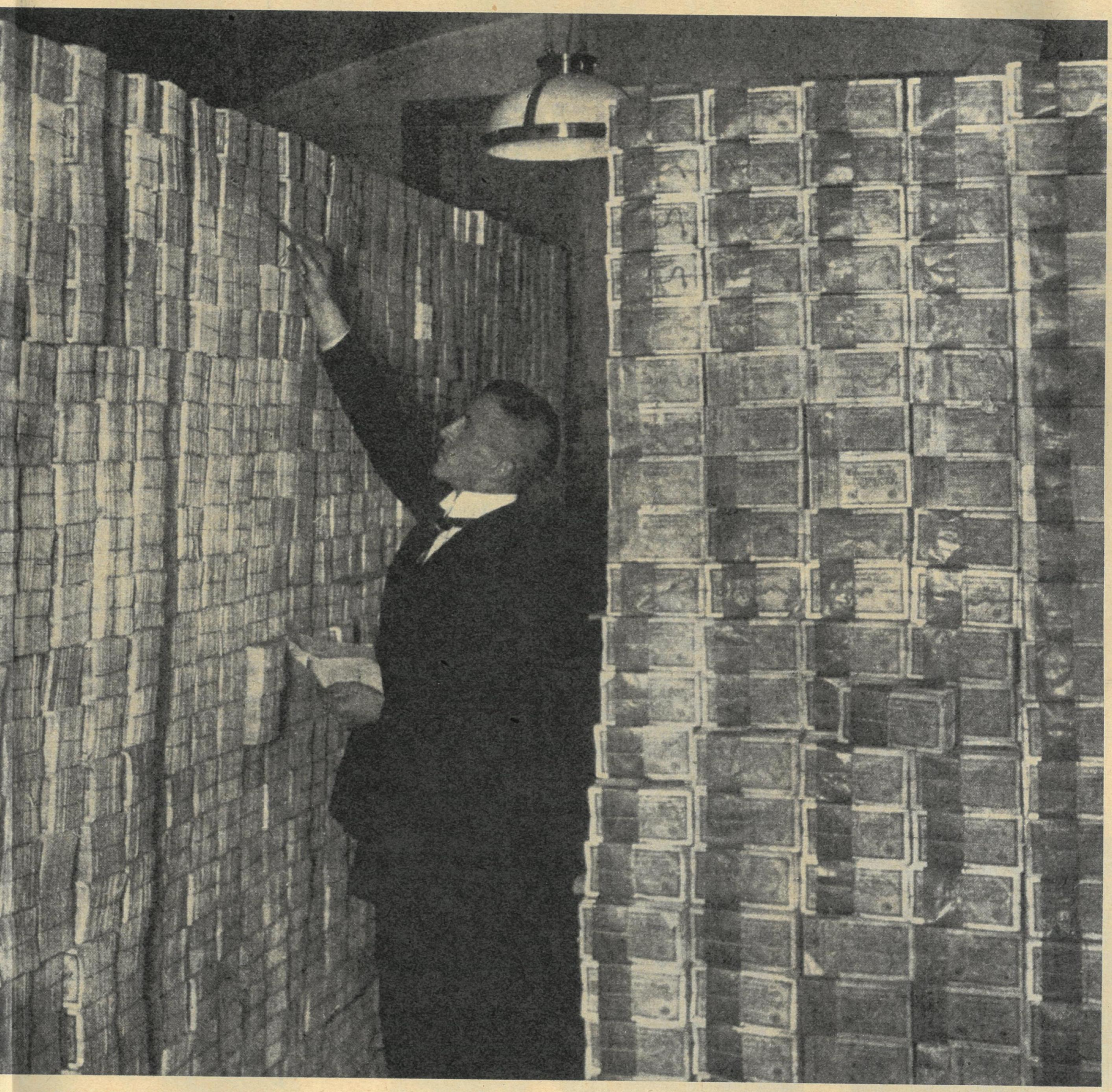
Golo Mann, Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts



Inflationsgeld im Tresor: Morgen nichts mehr wert.

Lesenswertes zu unserem Beitrag: Larissa Reissner: Von Astrachan nach Barmbeck, Reportagen 1918–1923, Halle-Leipzig 1983.

Im Januar 1923 kostet ein Dollar 50 000 Mark, im Juli 350 000, im Oktober 4,2 Billionen. Zweitausend Pressen drucken Tag und Nacht Papiergeld, das nach Stunden nichts mehr wert ist. Nur Sachwerte zählen.
In Hamburg rumort es. Arbeiterfrauen schlagen Krach auf den Märkten. 15 000 Arbeitslose auf dem Heiligengeistfeld. Gelegentlich fliegen Polizisten in die Elbe. Hunderttausende Streikende marschieren zum Rathaus. Was wollen sie? Bewahrung des 8-Stunden-Tages, Entlohnung in Goldwährung, eine Arbeiterregierung. Es rumort



nicht nur in Hamburg.
Hugo Stinnes hat eine Idee. Wer ist Stinnes? Der schlimmste Würger der kleinen Sparer, der dreisteste Inflationsspekulant, der 2890 Betriebe für das bekannte Butterbrot aufkauft und einen Superkonzern auf die Beine stellt, wie ihn Europa noch nicht gesehen hat. An einem schönen Septembertag besucht Stinnes den Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika. Pflichtgemäß kabelt Mr. Houghton, was Mr. Stinnes gesagt hat, an seinen Staatssekretär Hughes: „Die deutsche Arbeiterschaft müsse länger und schwerer arbeiten... Jedoch ist er überzeugt, daß die deutsche Arbeiterschaft auf diese Notwendigkeit nicht eingehen wird und daher hierzu gezwungen werden muß. Deshalb... muß ein Diktator gefunden werden..., und so ein Mann steht bereit. Eine große, von Bayern ausgehende Bewegung... sei nahe... Von da an wird die parlamentarische Regierung zu Ende sein. Die Kommunisten werden rücksichtslos zerschmettert werden... Der Sozialismus wird... als eine politische Daseinsform in Deutschland für immer beseitigt..."
In Hamburg bricht der Aufstand los. Die Kommunisten in der ersten Reihe. Waffen gibt es auf dem Polizeirevier. Für ein, zwei Tage beherrschen die Aufständischen die Arbeitervorstädte, dann erliegen sie der Übermacht.
Der von Stinnes angekündigte Diktator steht tatsächlich bereit: niemand anders als Hitler, der im November 1923 in einem Münchner Bierkeller seinen mißglückten Putsch inszeniert. Und der reichste Mann Deutschlands weiß Wochen vorher Bescheid, ist eingeweiht, hat seine Finger im Spiel.
Als alles vorbei ist, das letzte Gefecht für die Revolution verloren, die Inflation ausgestanden, die Herrschaft des Herrn Stinnes stabilisiert, richtet sich, was Politik treibt in Deutschland, die Kommunisten ausgenommen, häuslich ein in der Weimarer Welt, die zumindest den Parteivorständen als die beste aller möglichen Welten erscheint, in der sie weiter zu wursteln gedenken von einer Koalition zur nächsten. Den putschenden Krakeeler in seinem bayrischen Bierdunst nimmt niemand ernst, ausgenommen wiederum die Kommunisten.

Jürgen Jessel

Foto: Archiv/Berliner Verlag

Pavel Pavel (Foto r.), Diplomingenieur in Strakonice, ist ein auch von Fachleuten beachteter Amateurforscher. FREIE WELT berichtete, wie er als Teilnehmer einer Thor-Heyerdahl-Expedition auf der Osterinsel „Moais laufen ließ", das Rätsel um „Die Hüte der Götter" lüftete und am böhmischen Fischteich den „Trick vom Titicacasee" simulierte. Wieder plant er ein Experiment, studierte „Stonehenge" (unten) und schrieb für uns den Anfang einer neuen Geschichte...

Der Mann der Moais laufen ließ

Reportage von Ursula Weil (Text) und Peter Meißner (Fotos)

Oft fragt man, wie ich, der von Berufs wegen nüchterne Zweckbauten für landwirtschaftliche Betriebe projektiert, aufs Gebiet der Völkerkunde und Altertumsforschung geriet. Ich antworte: durch Bücher und Reißbrett! Schon als Junge faszinierten mich Geschichten vergangener Zivilisationen, und dann, mit dem Diplom in der Tasche, begann ich manchmal überm Reißbrett zu „träumen"... welche technischen Probleme mögen unsere Vorfahren bewegt haben, was für Fähigkeiten besaßen alte Kulturvölker, und womit vollbrachten sie jene meisterhaften Leistungen, deren Spuren wir noch heute an vielen Orten der Welt bestaunen? „Wer baute das siebentorige Theben? / In den Büchern stehen die Namen von Königen. / Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt?..." Brechts Gedicht „Fragen eines lesenden Arbeiters" hat mich tief berührt. Doch bin ich weder Dichter noch Wissenschaftler, sondern Techniker, mich interessiert vor allem der experimentelle Nachweis einer Hypothese. Mit welchen Mitteln, welcher Technik haben sie's gemacht, damals. So kam ich zu allen meinen bisherigen Versuchen, unterstützt von Freunden und Genossen. Auch meine kürzliche Reise nach Stonehenge in der südenglischen Grafschaft Wiltshire verdanke ich letzten Endes der engen Zusammenarbeit mit unserer Zeitschrift „Wissenschaft und Technik der Jugend".

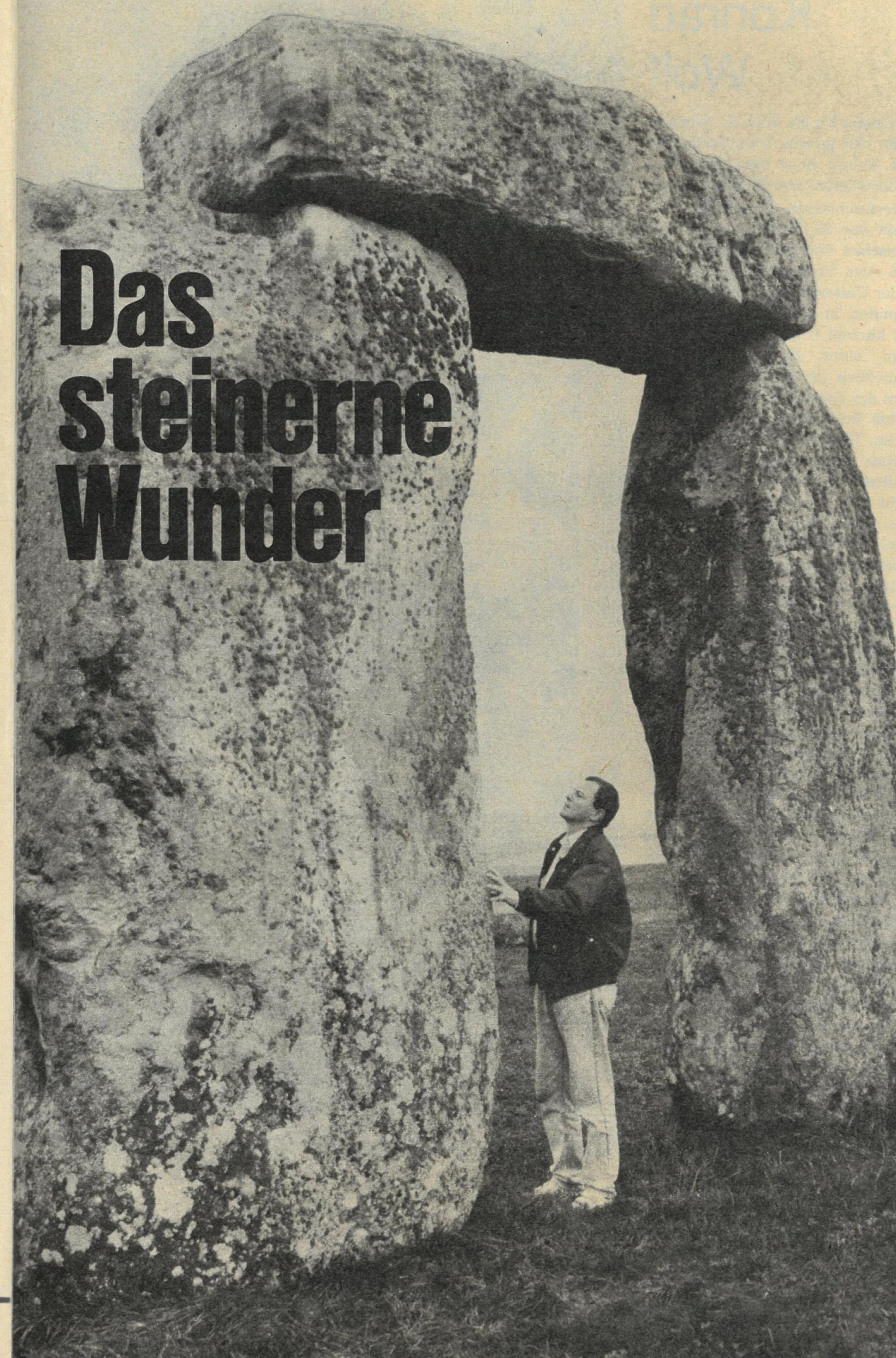
Stonehenge, „Hängender Stein", gilt als einzigartiges Denkmal des urgeschichtlichen Britannien. 140 Kilometer westlich von London liegt es in flacher, kahler Heidelandschaft, weithin sichtbar, von eigenartigem Reiz. Kein Wunder, wenn die Engländer mächtig stolz darauf sind und alljährlich hier an die zwei Millionen Touristen gezählt werden.

Erforscht ist, daß mit der Errichtung um 1900 v. u. Z. begonnen wurde, der Bau in drei Etappen verlief, deren letzte um 1400 v. u. Z. abgeschlossen war. In der Literatur tauchte Stonehenge erstmals im Jahre 1130 auf, seither hat es die Forscher beschäftigt und die Phantasie beflügelt. Einer Sage nach soll der Zauberer Merlin das gigantische Bauwerk von Irland her hinübergetragen haben... Sicher ist, daß Stonehenge als Stammesheiligtum der Sonnenverehrung wie dem Totenkult diente, eine Anlage, auf der Architektur und die Größe der verwendeten Steine beeindruckt. Ein äußerer Ring, gebildet aus dreißig 5 Meter hohen und 25 bis 45 Tonnen schweren Pfeilern – nicht alle sind bis heute erhalten – eingefaßt von einem 114 Meter breiten Rundgraben. Die Spitzen von je drei steinernen Säulen verbinden 7 Tonnen schwere Blöcke, sogenannte Sturze. Sie bilden gigantische Tore, in Form eines Hufeisens angeordnet und mit der offenen Seite in jene Richtung zeigend, wo zur Sommersonnenwende die Sonne sich über den Horizont erhebt.

Einer der Hüter dieses denkmalgeschützten Areals, Stonehenge ist seit 1919 Nationalpark, berichtete mir von dem Schrecken, als im Sommer 1988 viertausend „Hippies" hier anstürmten, um nach Art der alten Kelten die Tagundnachtgleiche zu feiern.

Viel mehr indes interessierte mich das Problem – ähnlich der steinernen Hüte,

Das steinerne Wunder



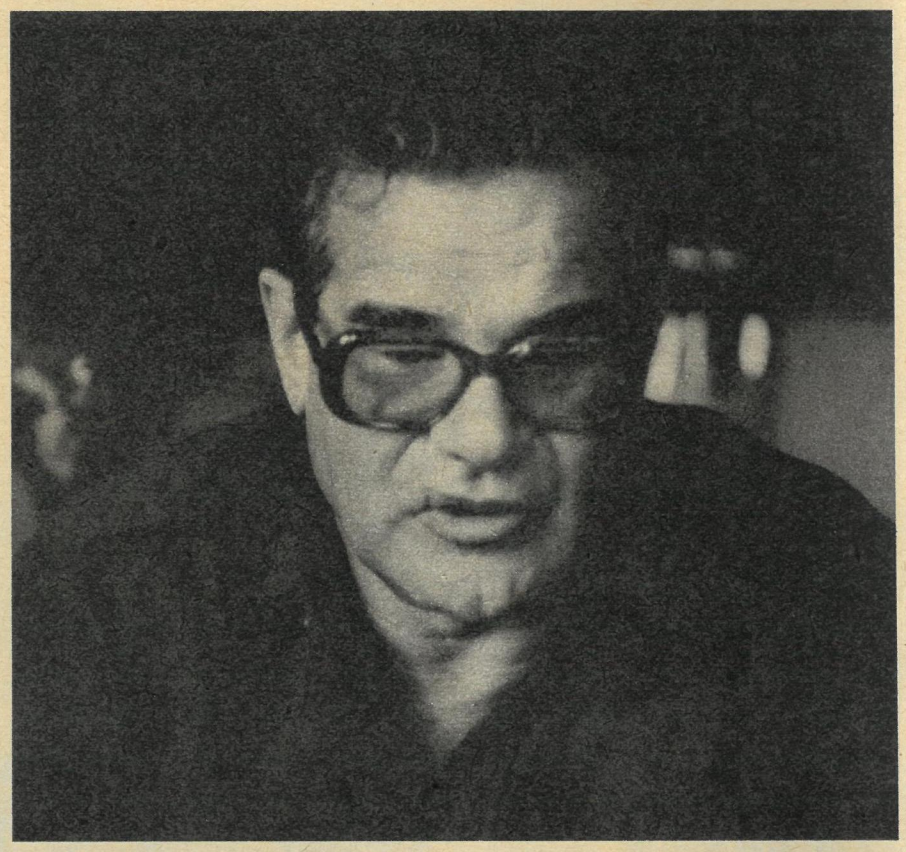
Pukaos, auf den Osterinselskulpturen – wie die Steinmetzen der Stein- und späteren Bronzezeit jene riesigen Sturze auf die Spitzen der Säulen bringen konnten, ohne große Hilfsmittel. Theorien gibt es viele. Eine geht davon aus, man habe Erd- oder Steinrampen zu beiden Seiten aufgeschüttet, eine andere vermutet, daß starke Holzbalken wechselseitig unter das eine und das andere Ende des Sturzes gelegt wurden, bis auf die Höhe der Säule, und der Querquader dann nur herübergeschoben zu werden brauchte. Dem aber widerspricht eine Besonderheit der Steine. Die Aufliegenden haben Öffnungen, die Tragenden Zapfen, beide passen millimetergenau ineinander! Eine technische Leistung menschlicher Schöpferkraft, die ich voll Ehrfurcht betrachtete und dachte: Ist ein Einfall gefragt, habe ich eine Chance, diesem Wunder auf die Spur zu kommen?

Als mir später in London der Inspektor für vorgeschichtliche Gedenkstätten erzählte, noch niemals sei der praktische Versuch unternommen worden, am Modell das Hinaufheben eines Sturzes nachzuvollziehen, da stand für mich fest, meine Freunde und ich werden dieses Experiment, auf unsere Erfahrungen gestützt, wagen.

Das große Erlebnis liegt hinter mir, vor mir auf dem Schreibtisch liegen Stapel Fotos, Notizen, Skizzen von Stonehenge, locken, die Berechnungen zu beginnen. Das Gefühl wie vor einem sportlichen Wettkampf, kommen wir ans Ziel? Viele Feierabende wird es uns kosten, vielleicht das Geheimnis der „Hängenden Steine“ zu lösen. Shakespeare hat Böhmen einst ans Meer „verlegt“, warum sollen wir Stonehenge heute nicht nach Strakonice „holen“?

Fotos: Pavel Pavel, Peter Meißner (1)

Konrad Wolf

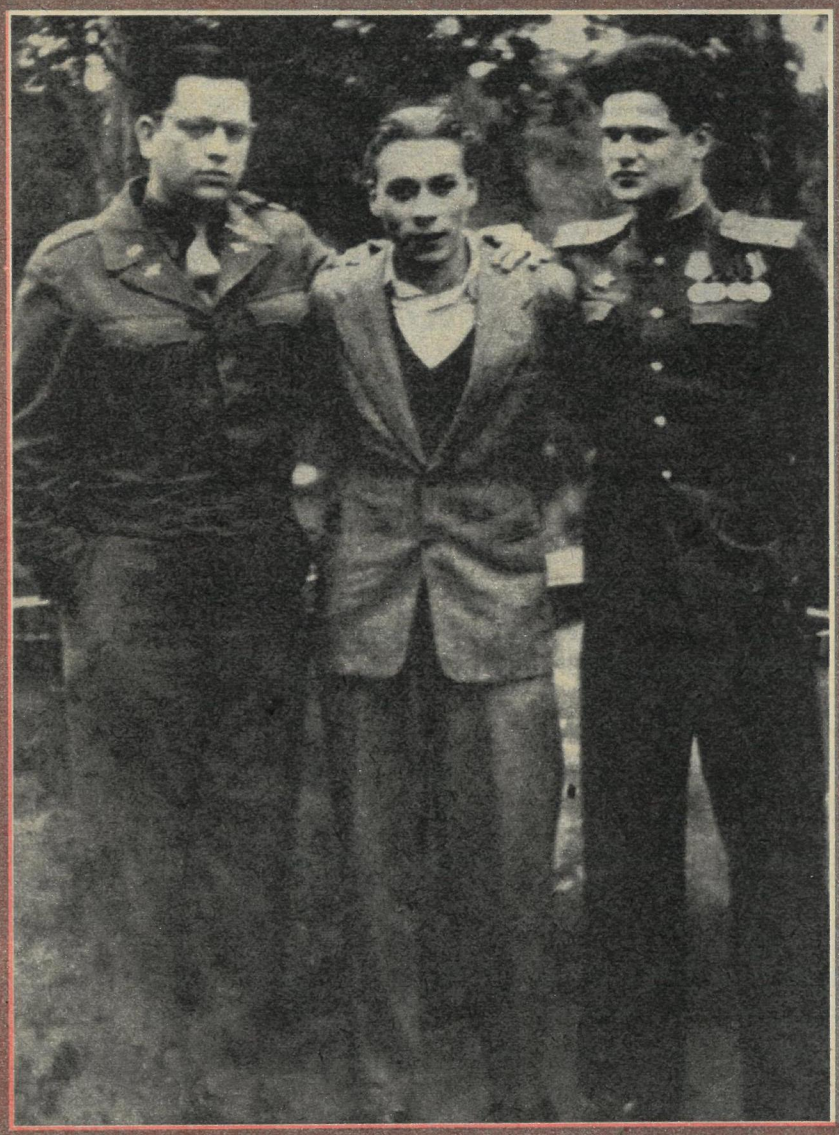


Die Troika, das Dreigespann aus dem Moskau der dreißiger Jahre, existiert nicht mehr. Als hätte eine mutwillige Hand die Leinen gekappt, verlieren die drei die gemeinsame Richtung der Kindheits- und Jugendideale. Nur einer scheint weiter den geraden Weg zu galoppieren: Konrad Wolf, vom Lenker aus gesehen künftig in der Position des linken Seitenpferdes...
In einer ersten Gedankenskizze zu einer möglichen Geschichte über drei Wege schreibt Konrad Wolf von der Angst, eine große Möglichkeit kleinmütig zu verspielen, von zeitlichem Abstand, den man gewinnen müsse. „Oder erlischt dann das Feuer für immer?! Wenn man es bloß wüßte..."
Konrad Wolf hatte die ihm eigene Art der Annäherung an drei Biographien, die durch ihre Verknüpfung eine einzigartige historische Dimension erhalten, nicht mehr vollenden können. Markus Wolf übernimmt das Vermächtnis des Bruders und macht auf seine Weise ein Angebot, das seine Dramatik vor allem durch authentische Nähe erhält.

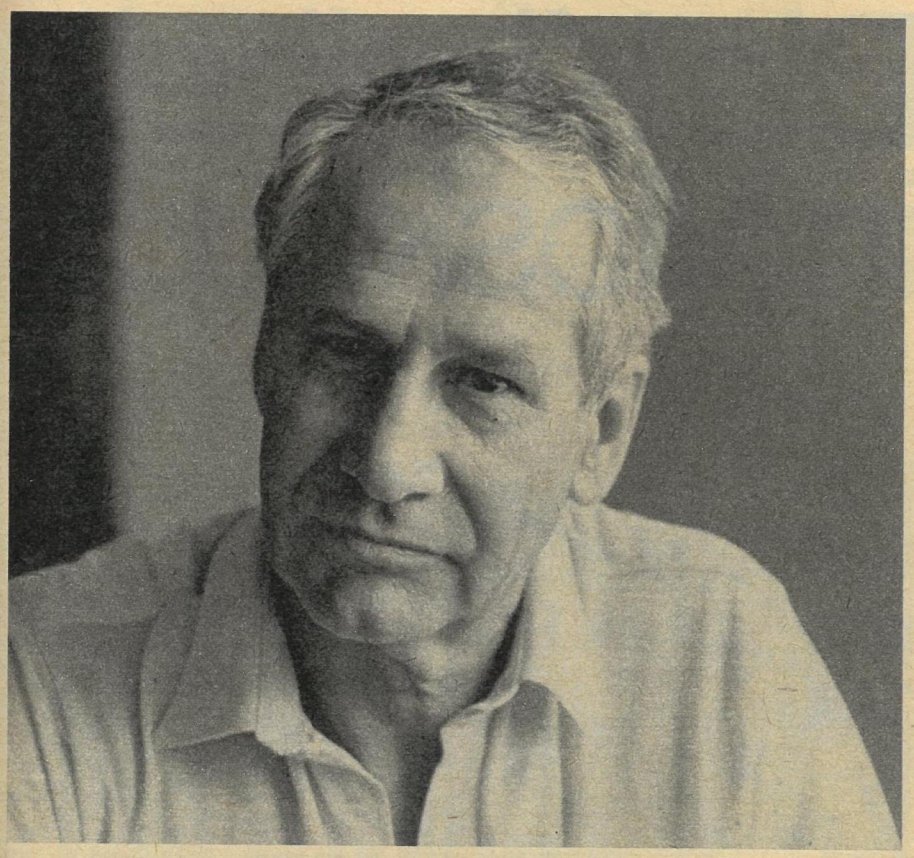
Während der Leipziger Frühjahrsmesse stellt der Aufbau-Verlag das Buch von Markus Wolf „Die Troika – Der nichtgedrehte Film" vor, aus dem wir für den Vorabdruck Auszüge aus dem ersten Kapitel wählten.

Hier habe ich ein Foto. Es entstand Mitte 1945 im zerstörten Berlin. Die rote Fahne über dem Reichstag symbolisierte den Sieg über den Hitlerfaschismus, der am 22. Juni, exakt vor 38 Jahren, die Sowjetmenschen überfiel. Das Foto zeigt drei etwa 20jährige Männer: einer in der Uniform des amerikanischen Captains, in der Mitte ein Zivilist, vor kurzem trug er noch die Uniform eines Hitlerfliegers, und schließlich der dritte in der Uniform der Roten Armee. Wahrhaftig nichts Besonderes im Nachkriegsberlin. Und vielleicht hätte meine Mutter dieses Bild in der gutbeschützten Fotochronik lassen und nicht kurz vor ihrem Tode mir geben sollen. Dann hätte ich heute weniger bohrende Gedanken und schmerzliche Fragen.
Hatten doch die drei auf dem Foto vor dem Krieg dieselbe Schulbank in Moskau gedrückt – die beiden Deutschen und der Amerikaner. Sie waren begeisterte Komsomolzen, seit früher Kindheit zu Antifaschisten mit Leib und Seele erzogen. Geschichte und Schicksal warf sie jedoch an verschiedene Fronten des Krieges, der Politik, des Alltags. Und dieser Kampf, der bis heute tagein, tagaus um Herzen und Köpfe bei der Entscheidung für oder gegen Kommunismus, für oder gegen Kapitalismus tobt, dieser Kampf hat den einen in Westberlin in den Tod gedrängt, den anderen in den USA über den Abgrund des Antikommunismus in die Resignation einer rührend anmutenden Hilflosigkeit, den dritten hat er veranlaßt, den einmal zu dritt beschrittenen Weg mit all seinen Mühen weiterzugehen.

Aus dem Diskussionsbeitrag auf der Beratung Erich Honeckers mit Kultur- und Kunstschaffenden der DDR 22. Juni 1979



Die Geschichte



Das Foto der Nachkriegstroika (links) wurde 1945 in Berlin-Dahlem aufgenommen. Die Alliierten „Capt'n" George Fischer (links) und „Starschi Leitenant" Konrad Wolf (rechts) stützen den ehemaligen Piloten der Göring-Luftwaffe Lothar Wloch (Mitte). George (Jura) Fischer nimmt die Stelle seines Bruders Viktor (Vitja) ein, der noch nicht in Berlin ist. Ein drittes und letztes Troika-Bild wird 1975 in New York entstehen.

Die Fotografin Eva Siao verbringt den Sommer 1938 bei Else Wolf in der Künstlersiedlung Peredelkino bei Moskau. Es bleibt ein Album mit Fotos einer scheinbar unbeschwerten Zeit –, eines davon zeigt die Troika der Kindheit (oben) mit den unzertrennlichen Freunden Viktor Fischer (links), Konrad Wolf (Mitte) und Lothar Wloch (rechts). 1981 reist Eva Siao aus Peking nach Berlin. Es entsteht eines der letzten Fotos von Konrad Wolf (links oben). Roger Melis fotografierte Markus Wolf (rechts oben) vor dem Erscheinen seines Buches.

Markus Wolf

der Troika

Nachdenken über drei Leben

In diesem Haus wohnten von 1934 bis 1945... lese ich in schwarzen Granit gemeißelt. Es ist seltsam, das im Stil eines antiken Medaillons gefertigte Doppelbildnis des Vaters und des Bruders an unserem Wohnhaus zu sehen. Die Strenge des schwarzen Steins rückt sie in die Vergangenheit, in die Geschichte. Dabei ist für mich hier alles noch lebendig, vertraut...

Bei jedem Besuch Moskaus nach dem Krieg zog es mich zum heimatlichen Arbat, zu diesem Haus in der Nishni-Kislowski-Gasse. Auch jetzt scheint mir, ich könnte ins Haus gehen, die fünf Treppen, mehrere Stufen auf einmal nehmend, hochlaufen, unseren Nachbarn, den Alpers begegnen, jeden Augenblick könnte aus seiner Tür gegenüber unserer Wohnung der wohlbeleibte Wsewolod Wischnewski treten. Dann, über die Hintertreppe wieder unten angekommen, treffe ich am Ausgang zum Hof auf unseren finster dreinblickenden Hausverwalter Tschugunow, der das lärmende Treiben der Jungen beobachtet, mitten zwischen ihnen Koni...

Nein, der Hof erinnert kaum mehr an „unsere Zeit". Ich ertappe mich bei dem Gedanken, daß schon aus dem Leben Gegangene in letzter Zeit immer häufiger neben mir sind, seit jenem Tag, da auch Konis schwarze Mappe bei mir ist. Diese schmale lederne Kollegtasche hatte er während der letzten Wochen seines Lebens stets in seiner Nähe, in ihr bewahrte er das für ihn nun Wichtigste auf – die Idee von der Troika. Diese Gedanken über einen Spielfilm erfüllten die letzten Jahre seines Lebens, die Geschichte dreier Jungen, die in Moskau Freunde wurden. Der Inhalt der schwarzen Mappe, die alten Fotos, die Aufzeichnungen und Tonaufnahmen von den USA-Reisen und seinem jüngsten Besuch in Moskau, bestimmte unsere letzten Gespräche im Krankenhaus.

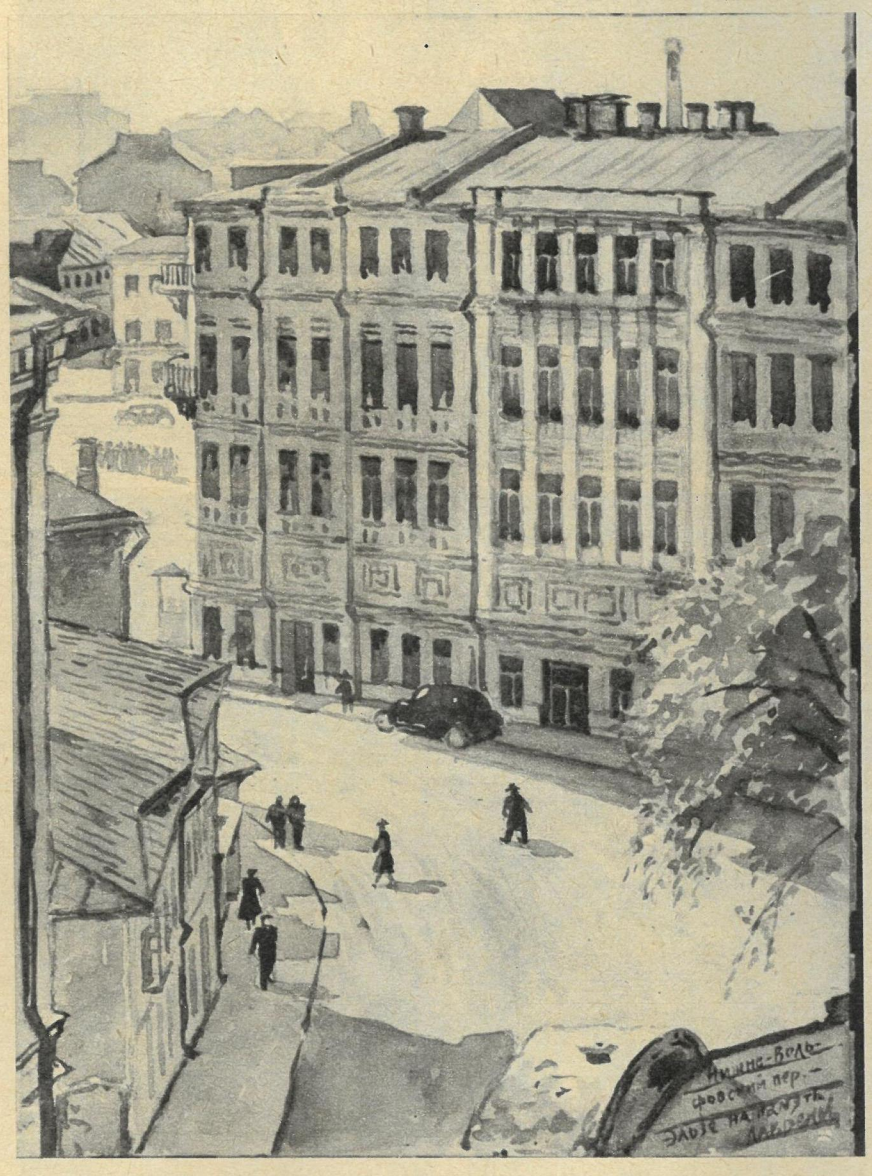
Nun hat mich Koni mit der schwarzen Mappe allein gelassen. Ihr Inhalt begann sein Eigenleben zu führen. Das erfüllte mich mit Unruhe. Enthält doch die Idee von der Troika den Versuch, die Geschichte unseres Lebens, verknüpft mit dem Schicksal enger Freunde unserer Jugend, zu beschreiben, ihren Sinn mit allen Wirren und Widersprüchen zu deuten. Sie versucht, fast verlorene Fäden wiederaufzunehmen, sie festzuhalten zwischen den Idealen und auch der Romantik unserer Jugend hier am Arbat und den Erfahrungen und Erkenntnissen des Alters. Beim Betrachten der Fotos, beim Anhören der Stimmen von Koni, Vitja, Jura auf den Tonkassetten holte mich unsere Jugend ein, bekamen fast vergessene Namen wieder Gestalt, tauchten Fragen und Gedanken auf, die hartnäckig im Kopf bohrten und die mich manche Nacht den Schlaf kosteten.

Wer sollte sich nun diesem Stoff stellen, mit dem sich der Bruder so viele Jahre gequält hatte, ohne den Weg zu dessen Gestaltung in seiner eigentlichen Kunstgattung, dem Film, zu finden? Als sich Wirklichkeit und Phantasie auf dem Krankenlager schon überschnitten, sprach Koni nicht mehr von einem Spielfilm, sondern von einer Filmdokumentation oder einem Buch. Ein Buch?

Die Blicke des Dichters und des Filmregisseurs auf dem steinernen Relief sind auf den Arbat gerichtet und weiter in eine unbestimmbare Ferne. Vater und Bruder können nicht mehr helfen. Mir bleibt nur der Versuch, den Inhalt der schwarzen Mappe, die Geschichte der Troika, als Dokument unseres Lebens und unserer Zeit festzuhalten.

Einleitung zum Buch „Die Troika"

Die Kindheit in Moskau (Auszüge)



Troika heißt Dreigespann. Das Dreigespann in dieser Geschichte traf sich im Moskau der dreißiger Jahre.

So verschieden die Wege der Jungen und die ihrer Familien auch waren, ihr Schicksal schien sie nun alle untrennbar zusammenzuschmieden. Über Deutschland war die Nacht des Faschismus gekommen. Die Provokation des Reichstagsbrandes in der Nacht vom 27. zum 28. Februar 1933 war das Signal für Terror und Willkür gegen alle Andersdenkenden. Das sollten die Familien des Dreigespanns schnell zu spüren bekommen. Die späteren Freunde fanden mit ihren Eltern und Geschwistern nach abenteuerlichen Reisen und kurzen Stationen in unterschiedlichen Himmelsrichtungen schließlich in Moskau ein neues Zuhause. Viele der Älteren glaubten, die Herrschaft der Nazis würde nur ein kurzes Zwischenspiel bleiben und die Emigration eine Episode. Dies war ein Wunschtraum, wie manches andere auch.

Als erste faßten die beiden „Amerikaner" in Moskau Fuß. Ihre Eltern hatten sich während des Ersten Weltkrieges in den USA kennengelernt und Anfang der 20er Jahre in Berlin geheiratet. Der Vater, Louis Fischer, ein amerikanischer Journalist, schrieb über die Vorgänge in Sowjetrußland nach der Oktoberrevolution mehrere Bücher und vielbeachtete Artikel für liberale Zeitschriften in den USA und in europäischen Ländern. Die aus dem baltischen Gebiet des damaligen Rußland stammende Mutter, von allen Freunden nach ihrem Mädchennamen „Markuscha" genannt, arbeitete als Dolmetscherin bei sowjetischen Unternehmen in Berlin. Sie begleitete auch die sowjetischen Delegationen zu den bedeutsamen Konferenzen in Genua und Den Haag, und sie erlebte, wie im April 1922 zwischen ihrem Chef, dem sowjetischen Volkskommissar Georgi Tschitscherin, und dem deutschen Außenminister Walther Rathenau ein Vertrag ausgehandelt und in dem kleinen Ort Rapallo bei Genua unterzeichnet wurde. Mit diesem Vertrag gelang zum erstenmal eine völkerrechtliche Anerkennung des jungen Sowjetstaates. Zugleich erhielt Deutschland mehr Spielraum für seine Verhandlungen mit den Westmächten.

Markuscha Fischer betrachtete die Sowjetunion fortan als ihre Heimat, sie wurde Sowjetbürgerin. Die beiden in Berlin geborenen Jungen, Juri und Viktor, waren Doppelstaatler und schon als kleine Kinder mit ihren Eltern nach Moskau gekommen. Wegen der damals auch für Ausländer schwierigen Wohn- und Lebensbedingungen wurden sie noch einmal für eine Zeit zu Freunden nach Berlin in Pflege gegeben. Sie wohnten im „Roten Wedding", gingen dort zur Schule und waren Junge Pioniere. Nach dem Reichstagsbrand wurden sie über das Sudetengebiet in Richtung Moskau in Marsch gesetzt. Das war gut so, denn Paul Massing, ihr Pflegevater und späterer Freund fürs Leben, wurde alsbald in Berlin verhaftet. Er saß zuerst im berüchtigten Columbia-Haus und kam von dort in ein neugeschaffenes Konzentrationslager. Als er Ende 1933 wieder frei war, schrieb er eines der ersten Bücher über die Schrecken der Naziherrschaft. Es trug den Titel **SCHUTZHÄFTLING NR. 880.**

Louis und Markuscha Fischer hatten inzwischen in einem Neubau in Moskau eine Wohnung bezogen. Beim Umgang mit den Moskauer Jungen aus der Sywzew-Wrashek-Gasse in der Nähe des Arbat, einer Gegend, bekannt als Wohnort vieler Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler in Vergangenheit und Gegenwart, verwandelten sich die Fischer-Jungen sehr schnell in Jura und Vitja.

Unsere Mutter traf mit Koni und mir im April 1934 in Moskau ein. In unserer schwäbischen Heimatstadt Stuttgart war unser Vater als kommunistischer Arzt und Schriftsteller sehr bekannt gewesen, und so mußte er sofort nach dem Reichstagsbrand illegal über die Grenze. Nach etlichen Drohungen und mehreren Haussuchungen folgten wir ihm mit Hilfe von Schweizer Genossen im kleinen Grenzverkehr nach Basel. Später lebten wir zusammen mit unserem Vater, aber ohne Aufenthaltserlaubnis, auf der kleinen Insel Ile de Bréhat an der französischen Kanalküste. Dort schrieb der Vater sein Drama **PROFESSOR MAMLOCK,** das am Schauspielhaus in Zürich mit Wolfgang Langhoff und Heinrich Greif seine deutsche Uraufführung hatte. Der Vater fuhr im Herbst 1933 nach Moskau voraus. Er hatte als revolutionärer Schriftsteller eine Zweizimmerwohnung mit Bad und Küche in der Nishni-Kislowski-Gasse erhalten, ein damals kaum vorstellbarer Luxus. Schließlich reisten wir über Basel, Wien und Warschau dem Vater nach. Unsere Wohnung lag auch in unmittelbarer Nähe des traditionsreichen Arbat, nur wenige Minuten Fußweg vom Kreml, dem Zentrum Moskaus, entfernt.

Etwa zur gleichen Zeit wie wir kam Lothar Wloch mit seinen Eltern und der kleinen Schwester Margot in Moskau an. Er war ein blonder Berliner, stammte aus einer kommunistischen Arbeiterfamilie, die bis heute in der Erinnerung alter Genossen aus Bohnsdorf, einem Vorort im Südosten Berlins, lebendig geblieben ist. Im Hause der Wlochs herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Bei Wilhelm und Erna fanden in jener aufgewühlten Zeit viele junge Menschen Orientierung und Rat. Wilhelm war einer von den gebildeten und marxistisch geschulten Arbeitern, die es gut verstanden, mit den Menschen über ihre Nöte und die Probleme der Zeit zu sprechen, und die der kommunistischen Partei ihren damals großen Einfluß verschafften. Auch mit Lothar konnten die Besucher reden, er war ein „dufter Junge". Mit dem angenommenen Töchterlein Mausi, wie Margot genannt wurde, spielten die Genossen.

Im Frühjahr 1933 arbeitete Wilhelm Wloch schon illegal und mußte untertauchen. Bei einer der Haussuchungen wurde Erna im Beisein der Kinder mit dem Gummiknüppel so stark geschlagen, daß sie das Gehör auf einem Ohr verlor. Über die Ostsee reisten sie mit falschen Pässen in die Sowjetunion. Kurz danach führte ein Auftrag die Wlochs wieder ins Ausland, die Kinder blieben in Dänemark. Schließlich landeten sie 1936 im sechsten Stock des Emigrantenhotels LUX in d - Moskauer Gorkistraße, zwei Zimmer schräg gegenüber der Wohnung von Wilhelm Pieck. Über ihren Weg und die Tätigkeit der Eltern war uns damals kaum etwas bekannt. Die Wlochs umgab irgend etwas Geheimnisvolles. Doch dies war in Emigrantenkreisen nicht so ungewöhnlich. Über manches sprach man einfach nicht.

Das erste Land des Sozialismus wurde so für die Familien der späteren Troika, wie für viele Emigranten, die dort Zuflucht und Unterstützung in ihrem Kampf gegen den Faschismus gesucht und gefunden hatten, zur zweiten Heimat.

Es war also kein Zufall, daß die Hauptgestalten dieser Geschichte, Vitja, Koni und Lothar, an der deutschsprachigen Karl-Liebknecht-Schule zusammentrafen. Zuerst lernten sich wohl die Mutter der Fischerjungen und Lothars Mutter in der deutschen Schule kennen. Markuscha Fischer bekam mit ihrem Gespür für Menschen, die Hilfe brauchten, schnell heraus, daß der junge Berliner beim Einleben in der Sowjetunion Schwierigkeiten hatte. Da Lothar und Vitja in eine Klasse gingen, war es nicht schwer, beide zusammenzubringen.

Auch Koni und ich hatten anfänglich Probleme mit der neuen Umwelt und dem Umgang mit Jungen auf der Straße. Unsere kurzen Hosen provozierten den Spott, denn selbst die kleinsten Steppkes trugen lang. „Nemez, perez, kolbassa, kislaja kapusta" – Deutscher, Pfeffer, Wurst und Sauerkraut – hallte es in unseren Ohren. Da brauchte man schon ein festes Hinterland, um bestehen zu können. So wurden auch für uns über die Bekanntschaft der Mütter Haus und Hof der Fischers eine Brücke zu der noch unbekannten Kinderwelt Moskaus. Zur Erleichterung des Um-

gangs wurde Koni einfach in Kolja und ich in Mischa umgetauft. An mir ist diese Erfindung Jura Fischers seit damals hängengeblieben.
Lothar wurde das führende Mittelpferd des Dreigespanns. Er war etwas älter als die beiden anderen, kräftig, meist ruhig und bestimmt in seinem Auftreten. Für seinen Namen fand sich kein passendes russisches Gegenstück, so hieß er fortan bei den Freunden Lotka.
Vitja glich in vielem seiner Mutter: dunkles Haar, weiche Gesichtszüge, große aufmerksame Augen. Im Gegensatz zu seinem damals etwas dick geratenen Bruder, der schon den späteren rastlosen Intellektuellen verriet, war Vitja lebhaft, aber doch ruhig und ausgeglichen, immer zu Spielen an der frischen Luft, zum Schwimmen oder Skilaufen mit den Freunden aufgelegt.
Koni, genau wie Vitja sehr der Mutter zugetan, war eher verträumt. Von den drei Freunden sprach er am wenigsten. An seinen unter der vorspringenden Stirn tiefliegenden braunen Augen ließ sich seine Stimmung nur schwer erkennen. Stundenlang konnte er sich allein beschäftigen, er drehte dann meist an seinen dichten dunklen Haaren. Seine Erlebnisse und Gefühle hielt er in Zeichnungen fest. Konis Bilder wurden zu einer Chronik der damaligen Zeit und der Familienereignisse. Sollte bei einem Sommerausflug ans Wasser ein Boot gebaut werden, bestimmte Lothar Art und Größe, Vitja steuerte die konstruktiven Details bei, während Koni seiner Phantasie mit Vorschlägen zur farblichen Gestaltung des Modells freien Lauf ließ.
Der weite Schulweg vom Arbat zum Sucharewskiturm an der Sadowaja, der großen Ringstraße Moskaus, erschien uns damals wie eine waghalsige Härteprüfung. An westeuropäische Verkehrsbedingungen und Umgangsformen gewöhnt, hatten wir uns beim Sturm auf die total überfüllten Straßenbahnen, dem damals einzigen Verkehrsmittel, zu bewähren. Die Technik des Sitzens auf den Kupplungen oder das Klammern an die Außenseite der Trambahnwagen beherrschten wir noch nicht. So mußten unsere Lehrer diese Eingewöhnungsschwierigkeiten als Entschuldigung für manches Zuspätkommen gelten lassen.
An der deutschen Schule herrschte eine internationale Atmosphäre. Anfangs, am Gartenring, waren in unserem Gebäude außerdem eine Schule für Zigeunerkinder und eine englischsprachige Schule untergebracht. Die Karl-Liebknecht-Schule wurde auch von den Kindern vieler jener Sowjetbürger besucht, die zu irgendeiner Zeit in Deutschland gearbeitet hatten und die am Beherrschen der deutschen Sprache interessiert waren; in unsere Schule gingen Kinder ungarischer Emigranten und österreichische „Schutzbundkinder". Das waren die Kinder der Teilnehmer des Aufstandes des Schutzbundes, der Kampforganisation der Sozialdemokratischen Partei Österreichs, vom Februar 1934 gegen den faschistischen Kurs der Dollfuß-Regierung. Diese Österreicher lebten in einem Internat ganz in der Nähe unserer Wohnung.
In dieser deutschen Schule lernte ein „wilder Haufen" im mehrfachen Sinne des Wortes. Nicht in allen Stunden wurde der ohrenbetäubende Pausenlärm von aufmerksamer Ruhe abgelöst. Nur die Lehrer mit bestem Durchsetzungsvermögen verschafften sich Gehör. Unsere arme Mathelehrerin Fainberg verließ den Klassenraum weinend und kam nicht wieder. Einiges daran änderte sich mit dem Umzug in das neue Schulgebäude in der Kropotkinstraße, einem der ersten Schulneubauten in Moskau. Es war die Zeit des Aufbaus und des Aufschwungs im ganzen Land. „Das Leben ist besser und froher geworden", hatte Stalin auf dem XVII. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion gesagt. Bei unserer Ankunft gab es noch Lebensmittelkarten und TORGSIN-Läden, in denen man für Devisen alles erstehen konnte, was das Herz begehrte. Aber wer hatte schon Devisen? Inzwischen war die Lebensmittelrationierung abgeschafft worden, die Bauernmärkte wurden attraktiver. Bestarbeiter wurden groß herausgestellt und geehrt. Der Kohlekumpel Alexej Stachanow hatte dieser Bewegung den Namen gegeben. Und der Stachanowez unter den Bauarbeitern, Orlow, hatte sich gerade beim Bau der Karl-Liebknecht-Schule mit einer Rekordzahl von vermauerten Ziegeln pro Schicht einen Namen gemacht. Die älteren Schüler, unser Pionierleiter Ahrendt und die Väter leisteten 1935 in freiwilligen Arbeitsschichten an Sonnabenden, den Subbotniks, ihren Beitrag zum Aufbau der Schule.
Mit uns besuchten die Kinder anderer bekannter kommunistischer Schriftsteller und Funktionäre die Schule. Marianne Weinert, Peter Florin, Moritz Mebel, Gregor Kurella, Marianne Becher, die Söhne des Bildhauers Will Lammert, Till und Ule Lammert, gehörten zu ihnen. Auf dem Hof zur Kropotkinstraße fanden Völkerballschlachten statt, in denen zu unserem Ärger die Mannschaft mit den langen Kerlen aus den Klassen der älteren Schüler, zu denen auch Werner Eberlein gehörte, im Vorteil waren. Dieses Spiel kannte man in Moskau nicht, und es lockte manchen Zaungast von der Straße an. Aufsehen erregte auch unser Tambourchor. Jedesmal, wenn wir über den Roten Platz marschierten und mit schrillem Ton unserer Querflöten die großen Blasorchester übertönten, wurden wir über die Lautsprecher begrüßt. Der Sprecher forderte zur Solidarität mit den deutschen Antifaschisten und mit dem von den Faschisten eingekerkerten Ernst Thälmann auf.
Hier an der Schule festigten sich die in der Fischerwohnung geknüpften Beziehungen zwischen Vitja, Koni und Lothar. Sie trafen sich auf dem Schulweg, verabredeten sich unter einem bestimmten Straßenschild am Arbat fürs Kino, stellten sich im großen Telegrafenamt an der Gorkistraße unter, wenn sie vom Regen überrascht wurden.
. . .
In diesen ersten Jahren der Troika veränderte Moskau sein Gesicht. Von „unserem" alten Arbat wurden die Straßenbahnschienen entfernt. Bauern in Bastschuhen und Pferdefuhrwerke waren immer seltener zu sehen, dafür konnte man die Autos nicht mehr zählen. Auf unserem Schulweg kamen wir an einem Schacht, ähnlich dem eines Bergwerkes, vorbei: die Metro wurde gebaut. Die Metrostrojewzy, die Erbauer der Metro, konnten wir in ihrer Spezialkleidung in natura und auf zahlreichen Agitationsplakaten bewundern. Ganze Straßenzüge, schöne alte Gebäude an der früheren Twerskaja, der jetzigen Gorkistraße, wurden über Nacht zur Seite geschoben, um größeren repräsentativen Neubauten Platz zu machen. So stehen sie heute noch. Moskau war im Umbau. Natürlich konnten die an den Magistralen entstehenden vielgeschossigen Neubauten im Stil jener Jahre, der allen Anhängern des Dessauer Bauhauses das Blut in den Adern erstarren lassen muß, nicht das schlimme Wohnungsproblem lösen, nicht einmal lindern, und der Komfort blieb bescheiden. Aber das war ein Beginn mit neuen Maßstäben, ein Blick in die Zukunft, ebenso wie die Metro mit ihren unterirdischen Stationen, die Palästen gleichen. Selbst die Mikojanschen Würstchen gehörten dazu und das Speiseeis, das man auf den Straßen und Plätzen zu jeder Jahreszeit aß. Das hemmungslose Ausspucken von Schalen der Sonnenblumenkerne, das noch während unseres ersten Bekanntwerdens mit Moskau gang und gäbe war, ließ allmählich nach.
In diesem Moskau der dreißiger Jahre fühlten sich die Jungen der Troika immer mehr zu Hause. Sie teilten das Leben ihrer russischen Altersgefährten. Im Sommer reichte eine lange Hose und ein damals als schick geltendes Turnhemd, an den Füßen Turnschuhe oder Sandalen. Für den Winter hatte man einen Mantel, eine flotte Schapka und bei großem Frost noch Filzstiefel. Schlittschuhe konnte man überall in den Parks, die sich in riesengroße natürliche Eisbahnen verwandelten, für wenig Geld ausleihen.
Unmerklich nahmen die Jungen Eigenschaften russischer Menschen an. Viel ist über die „russische Seele" gerätselt worden. Reisende und Dichter haben versucht, sie zu beschreiben. Auf unsere Eltern, auf unvoreingenommene Besucher, auf ausländische Arbeiter, die damals in großer Zahl an der Errichtung der ersten Großbauten des Sozialismus beteiligt waren, übten viele dieser Eigenschaften starke Anziehungskraft aus. Es war die gastfreundliche Aufgeschlossenheit, die Bereitschaft, Tisch und Bett, das Letzte mit dem Gast oder Nachbarn zu teilen, dem Freund zu vertrauen und alles für ihn zu tun. Vielleicht färbte auf die jungen Sowjetbürger auch einiges vom Überschuß an Lässigkeit, von einer bestimmten Geringschätzung von Ordnung und Disziplin, auch der Freude an Geselligkeit

Fortsetzung auf Seite 41

Ein Geschenk des Schriftstellers Boris Lawrenjow an Else Wolf. Der Moskauer Freund hielt zwei wertvolle Erinnerungen in seinen Bildern fest: den Blick aus der Wohnung der Familie des Schriftstellers Friedrich Wolf vom Nishni Kislowski Pereulok Nr. 8 auf den Arbat und die Birken von Peredelkino.

Im Wartezimmer

Die wahren Vorgefühle bilden sich in Tiefen, die unser Geist nicht erreicht. Radiguet

Wer singt, erschreckt sein Unglück, und wer weint, vermehrt es. spanisch

Wahre Tapferkeit macht nicht so viel Wellen. Wekhrlin

Johannes Conrad

Träne mit Taschentuch

Dereinst hab ich Kronenverschlüsse
mit bloßen Zähnen geknackt.
Mit fröhlichem, krachendem Bisse
hab ich den Boskop zerhackt.

Vorbei und vorüber! Gewesen!
C'est la vie! Die Zeit galoppiert!
Die Birken sehn aus wie Besen
Für Hexen, mein Fräulein, mich friert.

Der Winter ist nah, und mein Bruder,
der Kuckuck, ist fern wie ein Stern.
Ach, Wiese, du grasgrünes Luder,
wo bist du – ? Ich hatte dich gern!

Nu heuln Sie doch nicht, mein Kleines!
Man kriegt eben nicht nur Kompott.
Man kriegt eben sehr oft auch keines.
Nu heuln Sie doch nicht, mein Gott!

Es flattert im Frühlingswinde
die Wäsche auch wieder mal!
Kommt wieder, der Mai mit der Sünde
und dem Spargel im fernsten Tal!

Na, klar hat's der Mensch auch mal dicke,
mein Fräulein, doch das geht vorbei.
Gestatten Sie, daß ich Sie drücke
und Ihnen mein Taschentuch leih?

Ferenc Ösz

Tiefenbohrung

Der Direktor der Allgemeinen Profilwerke war ein moderner Mensch, deshalb wußte er, daß ein Betrieb, in dem es keine Arbeitspsychologen gibt, nicht modern sein kann. Mehrere Umstände sprachen für die Einstellung eines Arbeitspsychologen: In den vorangegangenen Jahren hatte sich die Produktivität ständig verschlechtert, die alten Arbeiter hatten gekündigt, Wandervögel hockten auf ihren Stellen, und wer einen Monat blieb, zählte bereits zur Stammbelegschaft.

Schwungvoll machte sich der Arbeitspsychologe an die Arbeit. Zuallererst stellte er fest, daß das Grau der Maschinen und der Wände einen schlechten Einfluß auf die Werktätigen ausübte. Er ließ deshalb die Wände grün und die Maschinen südseeblau streichen. Aber die Stimmung der Leute wurde nicht besser. Untersuchungen des Psychologen ergaben, daß die Arbeiter sich von den grünen Wänden an den grünen Rasen der Fußballplätze erinnert fühlten, weshalb sie sich dann aggressiv gebärdeten und auf die Leitung schimpften. So wurden die Wände babyrosa gestrichen, damit sie in den Werktätigen mütterliche Assoziationen weckten, doch bei dieser Farbe fielen den Werktätigen nicht ihre Mütter ein, sondern anderweitige weibliche Personen, wie sich an den zu Dutzenden an die Wand gepinnten Aktfotos ablesen ließ.

Der Arbeitspsychologe hatte beobachtet, daß nicht nur das Südseeblau, sondern auch die monotonen Geräusche der Maschinen einschläfernd wirkten; deshalb ließ er Glockenspiele an den Drehbänken anbringen und Musikautomaten neben den Fräsmaschinen aufstellen. Doch nichts änderte sich. Das Glockengeläut trieb die Arbeiter in religiöse Verzückung, so daß sie immer häufiger den Namen Gott erwähnten. Besser bewährten sich die Musikautomaten, aber nur, solange sie die neuesten Schlager spielten.

Der Psychologe machte eine große Entdeckung: daß sich nämlich Frauen im allgemeinen wohltuend auf Männer auswirken. Deshalb wurden zum Abtransport der fertigen Teile attraktive junge Mädchen eingestellt. Von dieser Maßnahme erwartete man, daß die Dreher und Fräser schnell arbeiteten, damit sie sich öfter am Anblick der hübschen Kolleginnen ergötzen könnten. Bedauerlicherweise erwies sich die Sache als ein Bumerang: Es wurde langsamer gearbeitet, damit die Mädchen länger warten mußten.

Der Psychologe ordnete an, zur körperlichen Auffrischung hätten die Werktätigen stündlich zehn Minuten lang Gymnastik zu treiben. Die Folge war, daß sie – an körperliche Anstrengungen nicht mehr gewöhnt – fünfzig Minuten brauchten, um sich von den ermüdenden Körperübungen zu erholen.

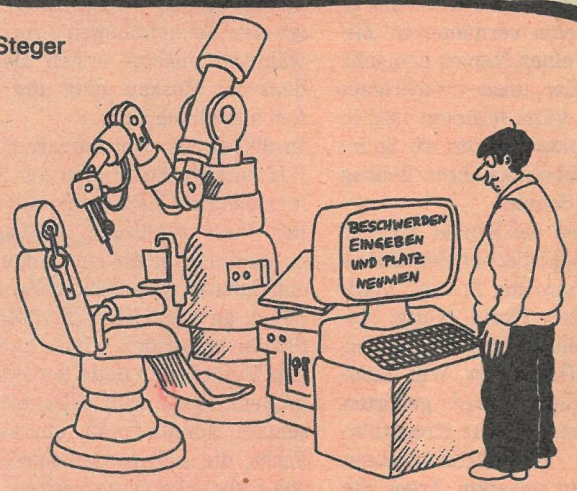
Nun folgte die weise Erkenntnis, daß Menschen, die an Maschinen arbeiten, sich nach der Natur sehnen. Bald tauchten Gärtner auf, sie legten in der Werkhalle Gebüsch und schattige Haine an. Alle zehn Meter stieß man auf kleine Teiche mit plätschernden Springbrunnen und flinken Goldfischen. Leider wurde auch das von einigen verantwortungslosen Kollegen mißverstanden. Man erwischte sie dabei, wie sie angelten, in den Hainen Speck am Spieß brieten oder mit den attraktiven Mädchen im Gebüsch verschwanden.

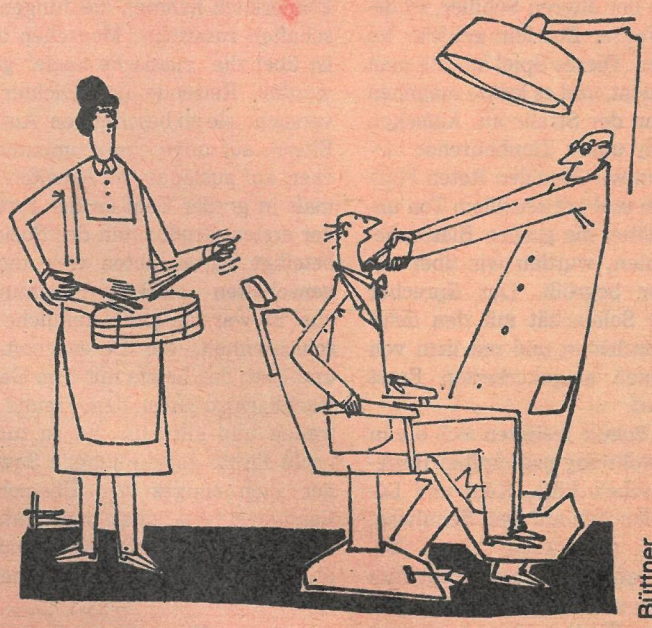
Nun würde man erwarten, daß nach den vielen erfolglosen Experimenten dem Direktor der Kragen geplatzt wäre und er seinen getreuen Psychologen in die Wüste geschickt hätte. Doch er sagte sich, bei so weitreichenden Versuchen seien schnelle Ergebnisse nicht zu erwarten, und er fand sich vorerst damit ab, daß mehrere hundert Reportagen über den Betrieb veröffentlicht wurden und er selbst fast wöchentlich ein Fernsehinterview gab. Aus einem solchen Interview erfuhr die interessierte Öffentlichkeit, er habe sich entschlossen, ein Fernstudium aufzunehmen. Fachrichtung Psychologie.

Den Vorschlag seines Stellvertreters, die guten Arbeiter einfach besser zu bezahlen und sich von Bummelanten zu trennen, lehnte der Direktor als alte, herkömmliche Methode ab, denn er war, wie gesagt, ein modern denkender Mensch.

Aus: „Der gespaltene Direktor", Eulenspiegelverlag, leicht bearbeitet.

Steger





Büttner

Dafür, daß man lebt, muß man sich zwicken lassen. Wilhelm Busch

Der-gehabte-Schmerzen-die-hab-ich-gern-Schneck von Vlaber

Geständnis
Hohl ist
der Zahn
und ernst der
Sinn.
Wilhelm Busch

2 Wochenspruch

Beizeiten den Mund aufmachen erspart später langes Zähneknirschen.

Grüße von der Bohrinselbesatzung:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber
(Redaktion) und
Martin Kotsch
(Grafik)

Nicht dem Vergnügen, der Schmerzlosigkeit geht der Vernünftige nach. Aristoteles

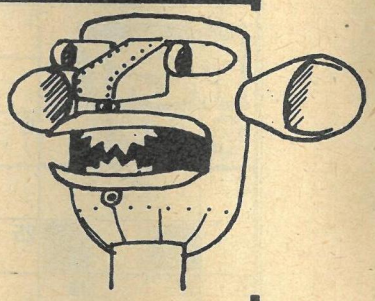
wie das Assessorenexamen. Theodor Fontane

Nur Mut, der sich bewährt, verdient Achtung. kaukasisch

Weisheitszahn

Gesetzt, eine Frau besäße so viel Kraft, Sicherheit und Ruhe in ihren Bewegungen, um Zahnoperationen auszuführen, so ist das nicht ohne eine gleichzeitige Roheit und Gefühllosigkeit zu denken, welche man dem Mann verzeiht, bei ihm nichts anderes erwartet, bei einem Weibe aber den unangenehmsten und widerwärtigsten Eindruck machen muß.

Prof. Wilhelm von Bischoff (19. Jh.)

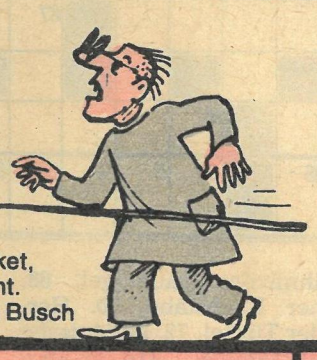


Weil beim ausgewachsenen Menschen verlorene Zähne nicht wieder nachwachsen, soll man sich nicht früher zum Ausziehen entschließen, bis alle Mittel gegen Zahnschmerzen versagt haben, zumal der Erfolg des Ausziehens auch keineswegs sicher ist. Ratschlag von 1904

Medizinisches Wunder: Die Zahnlosen sind zuweilen die Bissigsten.

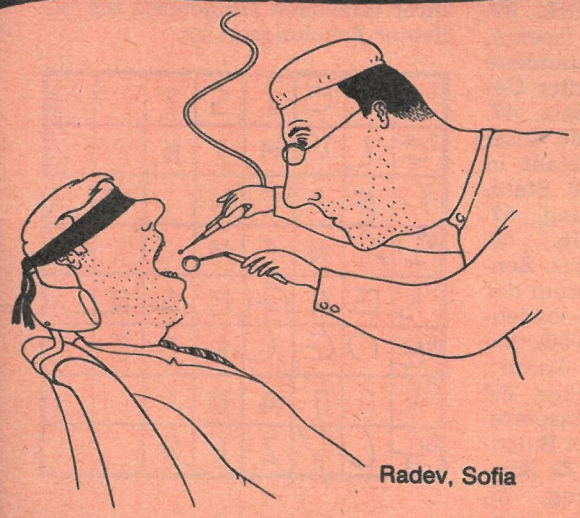
Der Nerv: Auch das Schöne muß sterben!
Schiller

Wurzelbehandlung: Graben und Hacken macht rote Backen.

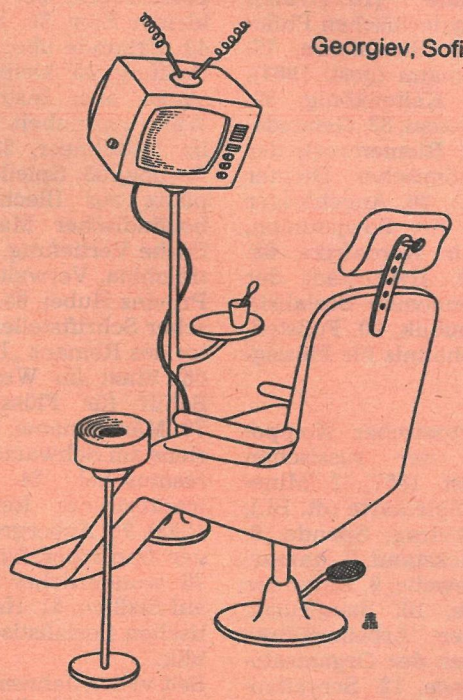


Ein hohler Zahn ist ein Asket,
Der allen Lüsten widersteht.
Wilhelm Busch

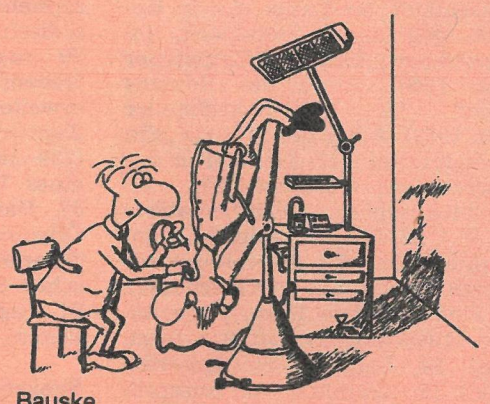
Mitunter sitzt die ganze Seele
In eines Zahnes dunkler Höhle.
Wilhelm Busch



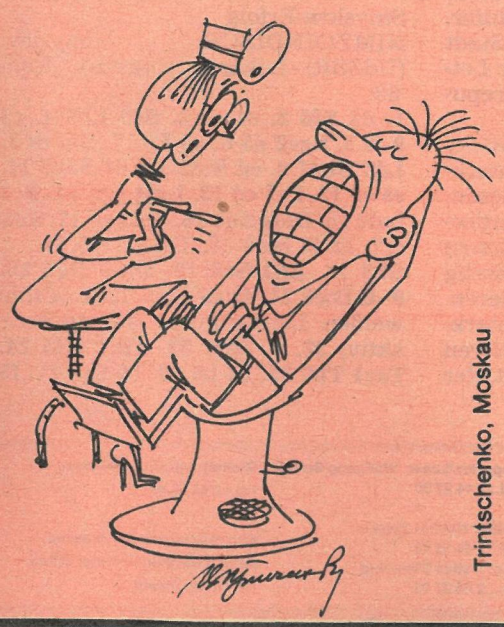
Radev, Sofia



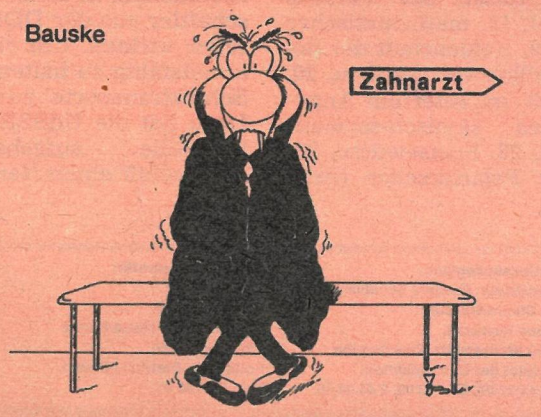
Georgiev, Sofia



Bauske



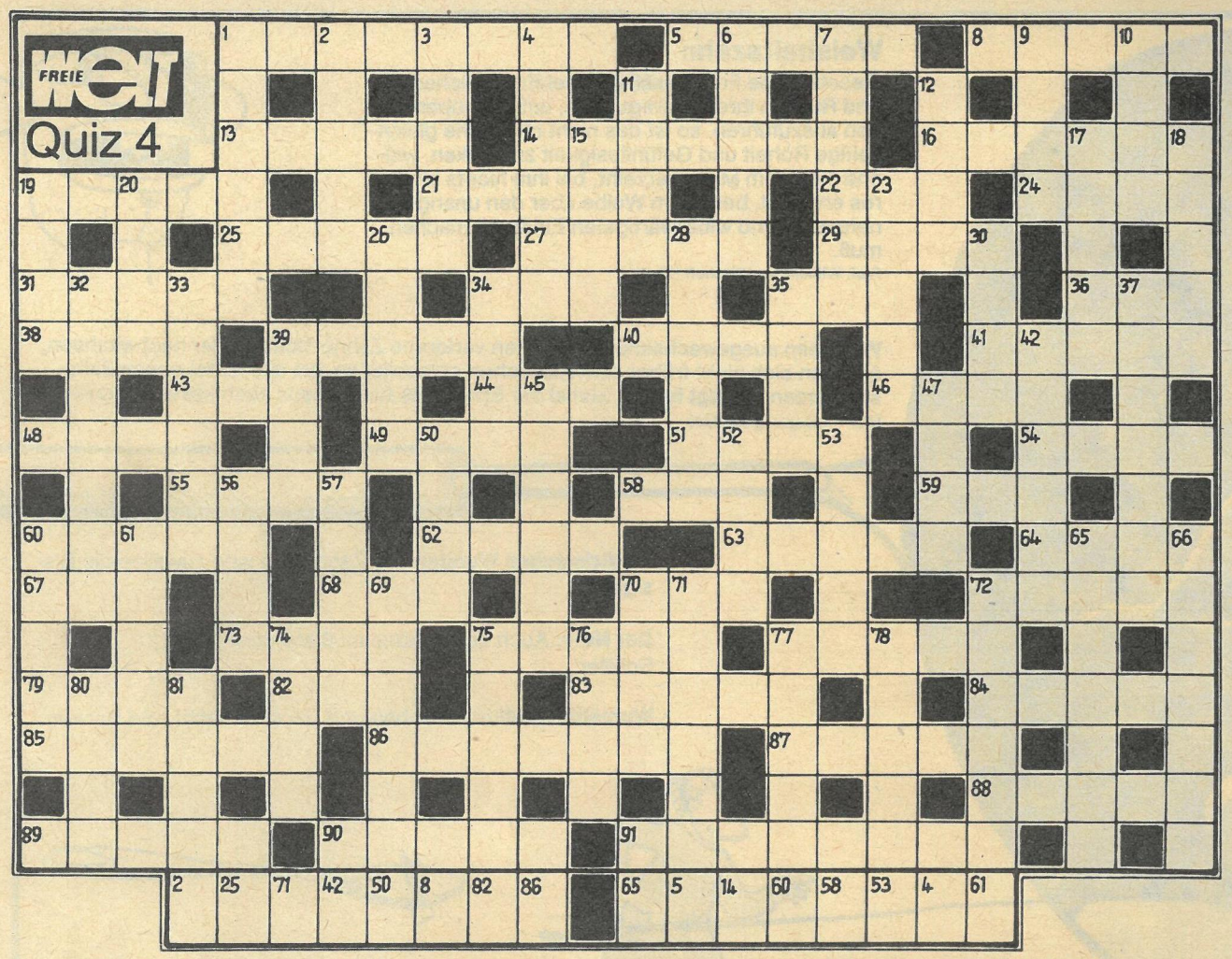
Trintschenko, Moskau



Dörck

Nur der verwandte Schmerz entlockt uns eine Träne. Heinrich Heine

Nebenbuhler decken die Fehler auf, welche die Nachsicht vergessen hatte. Baltasar Gracian



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. russischer Komponist und Dirigent (gest. 1936), 5. forstliche Wirtschaftsfläche, 8. SI-Basiseinheit der Länge, 13. in Kokillen gegossener Stahlblock, 14. russisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1960), Autor des Romans „Neid", 16. DDR-Schriftsteller (gest. 1964), Autor der Trilogie „Ein neues Kapitel", 19. Tiefland in der Sowjetunion (Mittelasien), 21. schweizerischer Mathematiker (18. Jh.), 22. Monatsname, 24. Düngemittel (Kurzw.), 25. männliches Haustier, 27. Stadt in Oberitalien, 29. Fluß aus dem Harz, 31. polnische Musikwissenschaftlerin (gest. 1980), 34. Land in Nordamerika (Abk.), 35. Sammlung von Aussprüchen, 36. Angehöriger eines Göttergeschlechts (german. Mythol.), 38. Weinanbaustadt in Italien, 39. Führer eines russischen Bauernaufstandes (17. Jh.), 40. Vater eines sagenhaften Riesengeschlechts, 41. US-amerikanischer Schriftsteller (gest. 1963), Autor des Dramas „Golden Boy", 43. Lebensbund, 44. Landspitze, 46. schweizerischer Maler und Grafiker (geb. 1909), 48. Weinanbaustadt in Ungarn, 49. Haltetau an der Gaffel (seem.), 51. Zuchttier, 54. Stadt in der Sowjetunion am Ural, 55. Ölpflanze, 58. engl.: Eins, 59. Siedlung der Turkvölker, 60. Ruhebett, 62. Grundnahrungsmittel, 63. Norm, Richtschnur, 64. Wärmespender, 67. straußenähnlicher Laufvogel, 68. griechischer Buchstabe, 70. Herberge in der Türkei, 72. italienische Geigenbauerfamilie (16./17. Jh.), 73. Sitz einer altgriechischen Philosophenschule, 75. Sittenlehre, 77. indischer Staatsmann (gest. 1964), 79. sagenhafter Keltenkönig, 82. Nebenfluß der Donau, 83. Gebäudeerweiterung, 84. Riemenwerk der Zugtiere, 85. römischer Dichter (239–169 v. u. Z.), 86. Angehöriger eines Volkes in der Sowjetunion, 87. Hauptstadt in Nordafrika, 88. Ölbaumharz, 89. Hauptstadt der Tatarischen Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik, 90. Fußstoß, 91. tragbares Behältnis für Flüssigkeiten.

Senkrecht: 1. russischer Komponist, Schöpfer der russischen Kunstmusik (gest. 1857), 2. Mineral, Pyroxen, 3. Spielkarte (dt. Bl.), 4. kleiner Geldbetrag, Spende, 6. Verbrennungsrückstand, 7. gazeartiges, leichtes Gewebe, 9. Ritter der Artus-Tafelrunde, 10. Saugwurm, 11. französischer Arbeiterführer (gest. 1941), einer der Organisatoren der Résistance, 12. Schreitvogel, 15. Geliebte des Zeus (griech. Sage), 17. Mutter des Perseus (griech. Sage), 18. mathematischer Grenzwert, 19. Heldenstadt der Sowjetunion südlich von Moskau, 20. Fußrücken, 23. im Altertum Angehöriger eines skytisch-sarmatischen Volkes, 26. Speisewürze, 28. norwegischer Polarforscher (gest. 1930), 30. Schulstadt westlich von London, 32. Name des Wolfes in der Tierfabel, 33. Gebirgskette, 34. Froschlurch, 35. Schriftstück, 37. kleiner Stör, 39. Seil, Tau (seem.), 42. Urkunde über eine bestandene Prüfung, 45. kleiner liedhafter Gesangs- oder Instrumentalsatz, 47. Währungseinheit in Iran, 50. Insel im Mittelmeer, 52. Hauptstadt in Europa, 53. Spielleitung, 56. Stahlplatte zur Blechbearbeitung, 57. holländischer Maler (17. Jh.), 60. flache Vertiefung, 61. Stadt in Zentralchina, Verwaltungszentrum der Provinz Hubei, 65. russisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1956), Autor des Romans „Die junge Garde", 66. Staat im Westen Afrikas, 69. Schiff für Flüssigkeitstransporte, 70. Männername, 71. Kurort Bulgariens am Schwarzen Meer, 72. Meeresmuschel, 74. Winkelzug, 75. französischer Revolutionär (gest. 1793), 76. Ackergrenze, 77. ehemaliger finnischer Langstreckenläufer, 78. wunderlicher Aufzug, 80. Stadt auf Sizilien, 81. Hauptstadt der Lettischen Sozialistischen Sowjetrepublik.

Seit vielen Jahren unterhält die Sowjetunion ständig besetzte Antarktisstationen, in denen auch Wissenschaftler aus der DDR als Gastforscher wirkten. Um diese Stationen arbeitsfähig zu halten, sind ständig Schiffstransporte zu organisieren. Dazu hat die UdSSR eine Antarktisflottille aufgebaut, deren Flaggschiff einen Namen trägt, der sich als Lösung unseres heutigen Quiz ergibt.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 4 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 15. März 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 7/1989. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis je	25,– Mark

Vom Kern zum Wort

Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht einzusetzen:

1. im Fußball Strafe für Regelverstöße, 2. Anfangsgründe einer Wissenschaft, 3. Wasserfahrzeug zum Entfrachten größerer Schiffe, 4. Staat in Europa, 5. Kumpel, 6. Patina, 7. Wissenschaftler auf dem Gebiet der romanischen Sprachen und Literaturen, 8. ölartiger Alkohol.

Bei richtiger Lösung ergibt sich in den Zahlenfeldern – von oben nach unten gelesen – eine Stadt im Bezirk Neubrandenburg, die aufgrund ihrer reizvollen Umgebung ein beliebter Erholungsort ist.

1	F	R	E	I	S	T	
2	E	L	E	M	E	N	
3	L	E	I	C	H		
4	D	A	N	E	M		
5	B	E	R	G	M	A	N
6	E	D	E	L	R	O	S
7	R	O	M	A	N	I	
8	G	L	Y	Z	E	R	

SCHACH

Smyslow-Erfolg

NIMZOINDISCH, Smyslow (UdSSR)–Lukács (Ungarn), Rom '88:

1. d4 Sf6 2. c4 e6 3. Sc3 Lb4 4. e3 0–0 5. Sge2 d5 6. a3 Le7 7. Sf4 c6 8. Ld2 Sbd7 9. cd S:d5 10. e4 S5b6 11. e5 c5 12. Le3 cd 13. L:d4 Lc5 14. Se4 L:d4 15. D:d4 Sd5 16. S:d5 ed 17. Sd6 (17. D:d5 S:e5 18. D:e5 Te8) **17. ... Sb8 18. Ld3 Sc6 19. D:d5 Dg5 20. 0–0 D:e5 21. D:e5 S:e5 22. Le4** (die weißen Leichtfiguren stehen sehr aktiv) **22. ... Td8 23. Tfd1 Kf8 24. Tac1 Tb8 25. b4 b6 26. f4 Sg6 27. f5**

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03

Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund

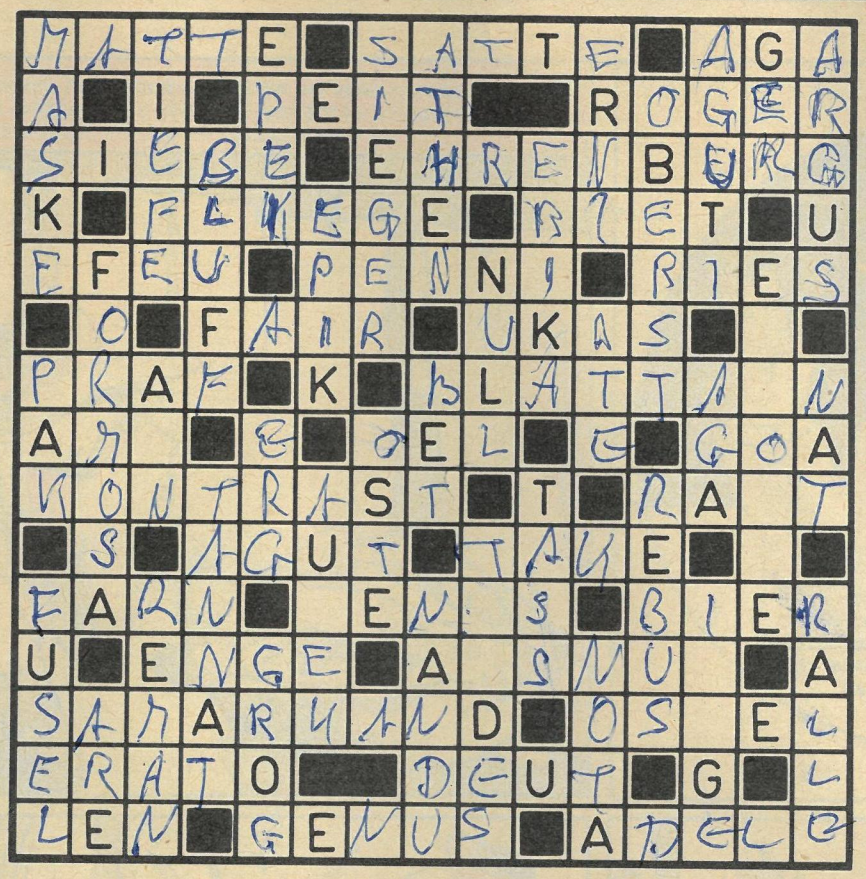
Se7 28. g4 f6 29. Sb5 T:d1 30. T:d1 La6 31. S:a7 Le2 32. Td7 Te8 (32. ... L:g4?? 33. T:e7) **33. h3 Lc4 34. Kf2 b5 35. Tc7 Td8 36. Kf3 Td1 37. a4 Sd5 38. Tc8+ Ke7 39. ab Tf1+ 40. Kg3 Se3 41. b6 Schwarz gab auf.**

„Exweltmeister Smyslow zeigte beim Turnier ‚Banco di Roma' wieder einmal die Zähne... Der 1921 geborene Veteran spielte in Rom das beständigste und sicherste Schach..." So DIE SCHACHWOCHE (Schweiz) über Wassili Smyslows Erfolg – 1. bis 3. mit S. Marjanović (Jugoslawien) und B. Gulko (USA), je 6 Punkte aus 9.

Zahlenfeldrätsel

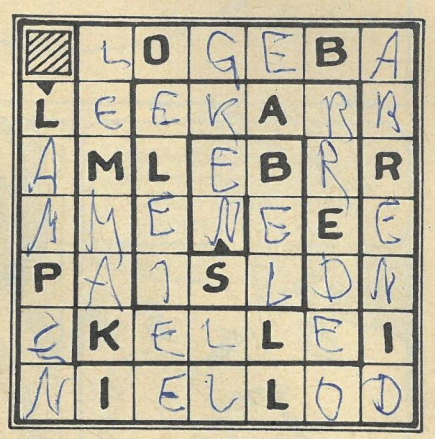
Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind entsprechend den Zahlenangaben vor den Fragestellungen in die Figur einzutragen:
A) 2, 4, 9, 17, 24 Ritter der Artusrunde, B) 11, 21, 13, 18, 26 richtige Schwimmlage des Schiffes (seem.), C) 6, 27, 8, 25 männliches Huhn, D) 12, 16, 7, 20, 10, 36 Zank, Hader, E) 19, 3, 30, 34 Getreideprodukt, F) 31, 32, 14, 29, 28 europäischer Strom zur Nordsee, G) 22, 5, 1, 23 Teil des Beines, H) 35, 33, 15 internationale Turn-Föderation (Abk.).
Bei richtiger Lösung ergibt sich – zeilenweise fortlaufend gelesen – ein Sprichwort der Adygen.

1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30
31	32	33	34	35	36



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Göttin der Verblendung (griech. Mythol.), 2. Kartenspiel, 3. Gestalt aus „Sonjas Rapport", 4. Streichinstrument, 5. russisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1967), Autor des Romans „Der zweite Tag", 6. rumänischer Maler und Karikaturist (gest. 1958), 7. Nebenfluß des Arno, 8. Gestalt aus „Egmont", 9. germanischer Wurfspieß, 10. Stadt (Gebietszentrum) in der Usbekischen Sozialistischen Sowjetrepublik, 11. Gefäß zum Milchsäuern, 12. Scheuermittel, 13. Kurzwort für Panzerabwehrkanone, 14. Flächenmaß in der Schweiz, 15. Stadt (Gebietszentrum) im Norden der Kolahalbinsel, 16. Abgrund, 17. englischer Männername, 18. Gestalt aus „Die Fledermaus", 19. schlechter Trinkbranntwein, 20. Hautkrankheit, 21. schmaler Durchlaß, 22. russisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1972), Autor der Erzählung „Wolokolamsker Chaussee", 23. Riesenkröte, 24. alkoholhaltiges Heißgetränk, 25. kaufmännische Rechnung (veraltet), 26. Münzeinheit in Finnland, 27. südamerikanisches Nagetier, Goldhase, 28. Heidegewächs, 29. Bilderrätsel, 30. Karpfenfisch, Pfrille, 31. flüssiges Fett (ö = oe), 32. Weibchen kleiner Vögel (weidm.), 33. französische Schauspielerin (geb. 1940), 34. Titelgestalt bei Erik Neutsch, 35. früher hoher polnischer oder ungarischer Adliger, 36. Ring zum Befestigen eines Segels (seem.), 37. Fluß und See im Norden Irlands, 38. Nachrichtenagentur der Sowjetunion, 39. Muse der Liebesdichtung, 40. Offiziersdienstgrad, 41. kurzer Filmabschnitt, Dialogeinheit, 42. erzählende Dichtung, 43. Angehöriger einer Sprach- und Völkergruppe in Afrika, 44. Papierzählmaß, 45. Kältesteppe im Norden der Sowjetunion, 46. Fuß des Greifvogels, 47. Männername, 48. Hauptstadt in Europa, 49. hühnergroßer Sumpfvogel, 50. Programmankündigung, 51. Zarenerlaß, 52. Adler (dicht.), 53. Vertreter einer Schmetterlingsfamilie, 54. Satz beim Wein und Bier, 55. Zweiflügler, 56. Ziffer, 57. künstliche Hohlgesichtsform, 58. Flußmündung (span.), 59. Fluß zur Mündung der Elbe, 60. Gewinner, Erster, 61. Hafenstadt in Oberitalien, 62. Stadt in der Tadshikischen Sozialistischen Sowjetrepublik, 63. krasser Gegensatz, 64. Betonungszeichen, 65. Riedgras, 66. sportlich den Wettkampfbestimmungen entsprechend, 67. vieläugiger Riese (griech. Sage), 68. Bildhauer (15./16. Jh.), Hauptmeister der deutschen Renaissanceplastik, 69. Kletterpflanze, 70. Fluß im Westen der Sowjetunion, 71. Schilf, Ried (norddt.), 72. Stadt in China (südl. v. Chengdu).



Wörterband

Von außen nach innen: 1. Beleuchtungskörper, 2. Metallschmucktechnik, 3. Festessen, 4. Standvogel, 5. belebte Tonfigur (jüdische Legende), 6. Schandfleck, 7. gegerbte Tierhaut, 8. Farbabstreicher an Druckmaschinen, 9. Kreisstadt im Bezirk Halle.

Von innen nach außen: 1. Naturerscheinung, 2. Riemenwerk der Zugtiere, 3. Gefährt, 4. flache Vertiefung, 5. Toilettenutensil, 6. Lobeserhebung, 7. Turngerät, 8. Gegenstand der Verehrung, 9. Schiefer, Fels, 10. Fußballstadion in Budapest, 11. Zeichen, Fleck.

Auflösungen aus Heft 3/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Kaliber (26), Hain (18), Emu (11), Espe (13), Galilei (16), Laub (32), Ina (23), Mal (37), Terni (57), Lied (34), Salon (53), Eremit (12), Barren (6), Karate (27), Ehe (10), Nis (41), Rat (46), Nut (42), London (36), Torero (59), Panama (44), Remis (48), Lake (31), Genus (17), Fes (14), III (22), Star (56), Palette (43), Asti (4), Ana (3), Krim (30), Terzine (58).

Senkrecht: Kegel (29), Lilie (35), Bola (8), Reim (47), Hull (19), Nebel (40), Spann (54), Inder (24), Uta (61), Amin (2), Romane (52), Idaho (20), Lenin (33), Reno (50), Veto (62), Belt (7), Rennen (49), Katar (28), Atom (5), Turek (60), Nabe (39), Ralle (45), Reuse (51), Musik (38), Ist (25), Altai (1), Ebene (9), Fram (15), Spat (55), Iler (21).

Füllrätsel: 1. Semmel, 2. Usedom, 3. Kasein, 4. Mauser, 5. Remise.

Wabenfelder: 1. Treber, 2. Alster, 3. Blatte, 4. Gretel, 5. Starre, 6. Sonett, 7. Lenker, 8. Mitose, 9. Knoten, 10. Knarre, 11. Timbre.

Gereimtes: Roadster.

Um die Ecke gedacht: Rosenmontag.

Magische Figur: 1. TAROM, 2. Rastral, 3. Morelle, 4. Ballett, 5. Oka, 6. Karl, 7. Erl.

Raten und Rechnen:

672	–	188	=	484
:		+		–
7	×	25	=	175
96	+	213	=	309

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 1) aus Heft 1/1989

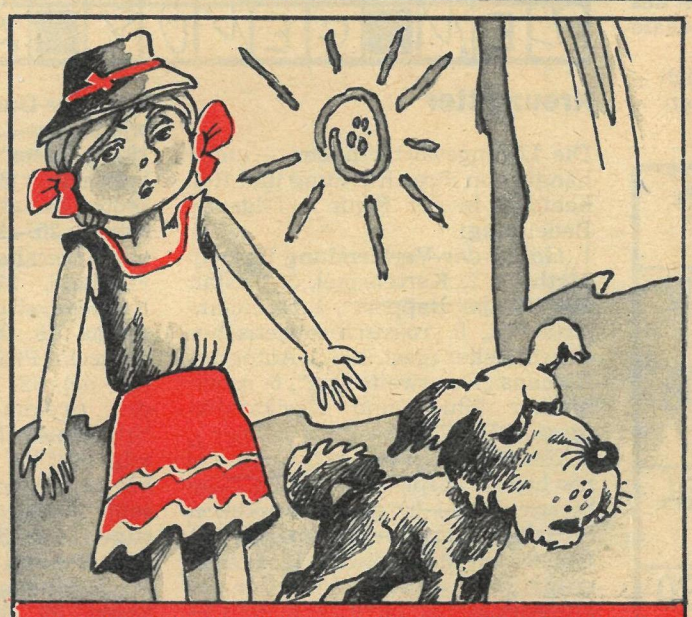
Waagerecht: 1. Leichter, 6. Repin, 10. Maler, 13. Begas, 14. Lama, 15. Matrikel, 16. Split, 17. Nomen, 18. Iskra, 21. Rippe, 22. Arat, 23. Palette, 26. Psi, 27. Ebene, 30. Pinsel, 31. Falte, 33. Ulla, 35. Anwalt, 37. Dame, 39. Labe, 42. Streik, 45. Exponat, 48. Iritis, 50. Gerte, 52. Teer, 53. Lenné, 54. Ararat, 57. Antenne, 58. Werner, 61. Bola, 62. Tang, 64. Latina, 66. Ster, 68. Elena, 71. Nugget, 72. Senta, 74. All, 76. Sperrad, 80. Kali, 81. Kaaba, 82. Ornis, 85. Legat, 86. Samum, 87. Etrurien, 88. Iden, 89. First, 90. Ornat, 91. Nurek, 92. Eeden, 93. Telemann.

Senkrecht: 1. Lima, 2. Intra, 3. Heine, 4. Ebert, 5. Relief, 6. Raspel, 7. Espe, 8. Ilias, 9. Natrium, 10. Mantel, 11. Lumme, 12. Runge, 19. Stint, 20. Rasse, 23. Plakette, 24. Lewitan, 25. Tal, 26. Pedal, 28. Bali, 29. Nobi, 32. Alpen, 34. Leinwand, 36. Tete, 38. Atelier, 40. Aton, 41. ESER, 42. Stab, 43. Real, 44. iga, 46. Xenon, 47. Orel, 49. Ree, 51. Engel, 55. Rose, 56. Rast, 59. Reger, 60. Elemi, 63. Aralsee, 65. Ale, 67. Taktik, 69. Etamin, 70. Asbest, 72. Salon, 73. Niger, 75. Liane, 77. Patte, 78. Raute, 79. Anina, 81. Kufe, 82. Onon, 83. None, 84. Satz.
Lösung: „Mir Iskusstwa"

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Johanna Arnold, Saalfeld 6800
2. Preis:
75,– M Wolfgang Röhrig, Merseburg 4200
3. Preis:
50,– M Gertrud Hartmann, Nebra 4820
4.–8. Preis:
je 25,– M Erich Wappler, Dresden 8040; Lothar Raschke, Ribbeck 1431; Christian Hempel, Berlin 1136; Helga Kostka, Steinheid 6434; Jutta Eckard, Gräfenroda 5214.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

Gib mir auch ein bißchen Farbe! Mascha wird heut' den ganzen Tag zu tun haben. Da hat sie keine Zeit, herumzuspringen und uns zu ärgern!



Kindheit in Moskau

Fortsetzung von Seite 35

und an feuchtfröhlichen Feiern in jenen Jahren ab. Sicher gehört zu den Eigenschaften des russischen Volkes die Fähigkeit, jedes Opfer zu bringen, ungeahnte Kraft zu entwickeln und die Hand zur Faust zu ballen, wenn es gefordert oder herausgefordert wird.

Welche Rolle bei dieser bevorstehenden größten Herausforderung durch den Krieg die unter schweren Belastungen vollzogene Kollektivierung, die sozialistische Umgestaltung auf dem Lande, die unter Stalin durchgesetzte Industrialisierung für die weitere Geschichte des Landes haben sollten, darüber würden wir später streiten. Damals waren die Worte Stalins für uns, die Jungen Pioniere und späteren Komsomolzen, über jeden Zweifel erhaben. Das in jenen Jahren von den Sowjetmenschen mit dem Elan des Aufbruchs, aber auch unter großen Opfern Geleistete war untrennbar mit dem Namen Stalins verbunden. Mag die Begeisterung über die ersten Früchte des sozialistischen Aufbaus von ausländischen Besuchern belächelt worden sein, mag vieles von dem, was später entstand, modernerem Geschmack und gewachsenen Anforderungen nicht standhalten, es war nach so vielen Jahren der Not und Entbehrung ein Anfang, der Start eines Riesenlandes auf dem Weg aus der Finsternis und der wirtschaftlichen Rückständigkeit in eine neue Zeit des Sozialismus. Und die mit andauerndem Verzicht auf viele Annehmlichkeiten des Lebens verbundene Beschleunigung des Entstehens von großen Industriewerken diente als notwendige Vorbereitung auf die harten Prüfungen des Krieges. Manche Vorzüge des Sozialismus sind inzwischen offenkundig und anerkannt. Vieles, auch Entscheidendes, muß in der Praxis von heute noch bewiesen werden.

Sicher gab es damals schon das andere, das den sozialistischen Idealen zutiefst Fremde. Für viele, auch für die Jungen der Troika, war es noch nicht deutlich erkennbar. Seine Entwicklung und den furchtbaren Umfang vermochten wir auch nach Jahren noch nicht völlig zu erfassen.

• • •

Erst nach dem Tode Stalins im März 1953 wurde bekannt, auf welche Weise die Schauverfahren zustande gekommen und in welchem Umfang unschuldige Menschen, darunter viele hervorragende Kämpfer der Revolution und der kommunistischen Bewegung, Opfer der Willkür geworden waren. Unter den Toten war auch Lothars Vater, Wilhelm Wloch.

Es ist schwer, im Rückblick nachzuvollziehen, wie wir diese Vorgänge in uns aufgenommen haben. Noch viel schwieriger, fast unmöglich ist es, diese Zeit einem jungen Menschen von heute verständlich zu machen. Es war ja nicht so, daß wir das Sowjetland nun weniger als unsere sozialistische Heimat empfanden und unsere Kindheit und Jugend weniger froh erlebt hätten.

Vieles war widersprüchlich. Bei Kontakten mit den betroffenen Familien sprach niemand darüber. Die meisten glaubten an einen Irrtum, an Folgen bösartiger Denunziation. Einige der Verhafteten kamen wieder frei, auch solche, für die sich andere eingesetzt hatten. Die Freigelassenen sprachen selten über das Erlebte, auch sie nährten aber die Hoffnung, es handle sich um Mißverständnisse, die sich klären würden. So ist es zunächst auch bei Wilhelm Wloch. Bis zuletzt glaubt er selbst an einen Irrtum oder Übergriff untergeordneter Organe. Bei einer der letzten Begegnungen soll er gesagt haben: „Genosse Stalin weiß nichts davon." Der Glaube an Stalin war nicht erschüttert. Er blieb die Verkörperung unserer Sache, einer edlen und guten Sache.

Wir erfuhren von der Verhaftung des Vaters unseres Lotka erst später, als Erna mit den Kindern bei uns Zuflucht fand. Vorher hatte sie bei Markuscha und bei unserer Mutter angefragt, ob uns Kindern der weitere Umgang mit ihrer Familie zugemutet werden könne. Für uns war das selbstverständlich. Mit allen Freunden verkehrten wir wie vorher.

Als die Mutter unserer Halbschwester Lena in der Autonomen Republik der Wolgadeutschen, wo sie mit vielen anderen deutschen Emigranten lebt, verhaftet wird, nimmt unsere Mutter die kleine Lenotschka ohne Zögern bei uns auf. Unsere Mutter, die Meni, von vielen in Moskau liebevoll Elsotschka genannt, ist inzwischen genauso wie Markuscha Fischer eine Adresse für viele, die Hilfe und Trost suchen. In welchem Umfang dies geschah und welcher Mut damals dazu gehörte, wurde uns, wie manches andere, erst viel später bewußt. Natürlich wurde vieles von uns ferngehalten, teils um uns zu schonen, aber auch, weil sich die Älteren selbst vieles nicht erklären konnten. Manche Erkenntnisse sollten uns in den späteren Jahren bevorstehen, auch dann noch, als wir glaubten, die Welt schon erkannt zu haben.

Willkür, Ungerechtigkeit und Grausamkeit passen so gar nicht zu all dem, was wir von unseren Eltern, unseren nächsten Freunden, in der Schule, in den von uns geliebten Filmen und Büchern über die Revolution, über die Ziele und Ideale des Kommunismus erfahren und tief in unser junges Bewußtsein aufgenommen haben. Wir begannen schon früh, in den Büchern von Marx, Engels und Lenin zu lesen. Deren Ideen sind für uns lebendig in dem Land, das uns immer mehr zur Heimat wird, das wir lieben, deren Menschen unsere Freunde sind und bleiben, dessen Sprache und große Kultur wir immer besser beherrschen und schätzen lernen. Nicht die dunklen Schatten bestimmen unser Leben und Denken.

Die Bedrohung liegt für uns draußen, außerhalb des Landes, die vom Faschismus ausgehende Gefahr ist für uns ständig gegenwärtig. Das Drama des Vaters **PROFESSOR MAMLOCK** wird mit großem Erfolg auf den Bühnen gespielt, ein Film ist im Entstehen.

Italiens Mussolini überfällt Abessinien. Die Zeitungen und Wochenschauen berichten darüber und über Kriegsvorbereitungen in Deutschland. Der in unserer alten Heimat vor sich gehende Kampf, die Verfolgungen der Nazigegner sind uns bewußter als manches in unserer Nähe. Viele Kinder eingekerkerter und von den Nazis hingerichteter Antifaschisten sind unter unseren Freunden.

• • •

Leichter wird es für die Wlochs, als unsere Mutter ihnen vorschlägt, zu uns zu ziehen. In der Wohnung wird es recht eng, aber im Sommer gibt es Peredelkino.

Peredelkino! Diesen kleinen, malerisch gelegenen Vorort von Moskau, eine knappe Bahnstunde vom Kiewer Bahnhof entfernt, hatten sich die Schriftsteller für eine Siedlung ausgesucht. Mit dem wachsenden Erfolg seiner Stücke hatte unser Vater die Möglichkeit und auch einiges Geld, dort ein Stück Land zu pachten und zu bebauen. Von dem mit Birken bewachsenen Grundstück am Rande der Siedlung öffnet sich der Ausblick über ein freies Feld auf den Bach, der sich zum Dorfteich schlängelt, und zu einem Hügel mit dem kleinen Friedhof und der alten orthodoxen Kirche.

Ein Bekannter der Wlochs hatte eine gute Idee: Von einem Zeitungsverlag beschaffte er kostenlos die Kerne der verarbeiteten Papierrollen, ein billiges Baumaterial. Dieser Bekannte entwarf ein Doppelhaus. Vor die Wolfsche Hälfte projektierte er eine großzügige Holzveranda, deren Dach von oben als Balkon zu nutzen war. Die andere Hälfte des Hauses übernahmen die mit unserem Vater gut bekannten Asja Lacis und Bernhard Reich, ein mit der Entwicklung des Theaters in Deutschland eng verbundenes Ehepaar. Asja, die aus Lettland stammende Revolutionärin, leitete in Moskau ein lettisches Theater, an dem Stücke des Vaters gespielt wurden. Bernhard Reich, der zu den engsten Freunden und Mitarbeitern Bertolt Brechts gehörte, war schon Anfang der 30er Jahre als Theaterwissenschaftler nach Moskau gegangen. Zu uns Jugendlichen gehört Dagmar, genannt Daga, die Tochter Asjas.

Es entsteht ein einfaches, schönes, bald von allen geliebtes Sommerhaus. Für die Troika wird es das Paradies. Lothar, der Emsige, Zielstrebige, stets zu jeder Arbeit bereit, führt den Trupp bei den Erdarbeiten, später bei der Pflege des von Meni liebevoll angelegten Gemüse- und Kräutergartens. Auch die Fischers leisten ihre Aufbauschichten.

• • •

Im nächsten, besonders schönen Sommer 1939, unser Vater ist schon in Frankreich, Asja Lacis verhaftet, wird Peredelkino noch einmal zum Treffpunkt vieler Freunde der Familie. Hans Rodenberg und Alfred Kurella mit seinem Sohn Grischa sind häufige Gäste. Den ganzen Sommer über wohnt Eva Siao mit ihrem kleinen, eben geborenen Söhnchen Lion auf unserer Datscha. Eva ist deutsch-jüdischer Abstammung und hatte schon seit 1930 mit ihrem Bruder in Schweden gelebt. Bei einer Touristenreise in die Sowjetunion lernte sie am Schwarzen Meer den in Moskau lebenden chinesischen Schriftsteller und Kommunisten Emi Siao kennen. Es wurde eine Liebe auf den ersten Blick und eine Verbindung für ihr beider ganzes Leben voller Abenteuer und schwerer Prüfungen.

Das Baby hieß Lion, weil Eva den Schriftsteller Lion Feuchtwanger besonders verehrte und weil der Name einen chinesischen Klang hat. Wenn das Baby im Kinderwagen auf der Wiese weint, ruft Ule Lammert zu uns nach oben: Der kleine Feuchtwanger brüllt! Von Eva, die Fotografin ist, stammen das erste Foto der Troika und viele andere Aufnahmen aus jenem Sommer in Peredelkino.

Zum Datschenleben gehören auch die beiden vierbeinigen Freunde Troll und Dosor. Troll ist eine wunderschöne und liebe Bernhardinerhündin, von der Wlochfamilie unter Opfern und Entbehrungen über die Notzeit gebracht. Als sie an Staupe erkrankte, wurde sie von der ganzen Kommune verwöhnt und schließlich gesundgepflegt. Dosor hingegen ist ein echter Wolfshund, auch er allerdings mehr Spielgefährte als Wachhund.

Wir jungen Deutschen sind bald gern gesehene Gäste in der ganzen Schriftstellersiedlung, besonders bei der jungen Weiblichkeit. Da sind die Töchter von Konstantin Fedin und Ilja Selwinski, Nina und Zilja, die uns Jungen zur Musik eines alten Grammophons die ersten Tanzschritte beibringen. Auf dem Grundstück des Dramatikers Afinogenow, auch einem Bekannten der Fischers, finden heiße Volleyballschlachten statt. Selbst der Dichter Boris Pasternak läßt sich bei der Arbeit stören, kommt von seinem Nachbargrundstück herüber und beobachtet lächelnd, die Hände in den Taschen, wie seine Frau Sinaida Nikolajewna, eine Zigarette zwischen den Lippen, sich bemüht, beim Spiel der Jugendlichen mitzuhalten. Boris Pasternak, einer der Großen der russischen Literatur, feinfühliger Nachdichter auch deutscher Klassiker, gehörte kurz nach dem Kriege zu den diffamierten und denunzierten Schriftstellern. Er ist 1960 auf dem kleinen, stillen Friedhof von Peredelkino beerdigt worden. Erst Jahre nach seinem Tode ist ihm Gerechtigkeit widerfahren.

Damals erschien uns Peredelkino trotz allem, was vorging, wie eine Idylle – die sorglosen Spiele, das Baden im Teich, die Jagd nach Pilzen, die abendlichen Tänze, die ersten Jugendromanzen mit Küssen bei Vollmond, das Skilaufen in der Silvesternacht…

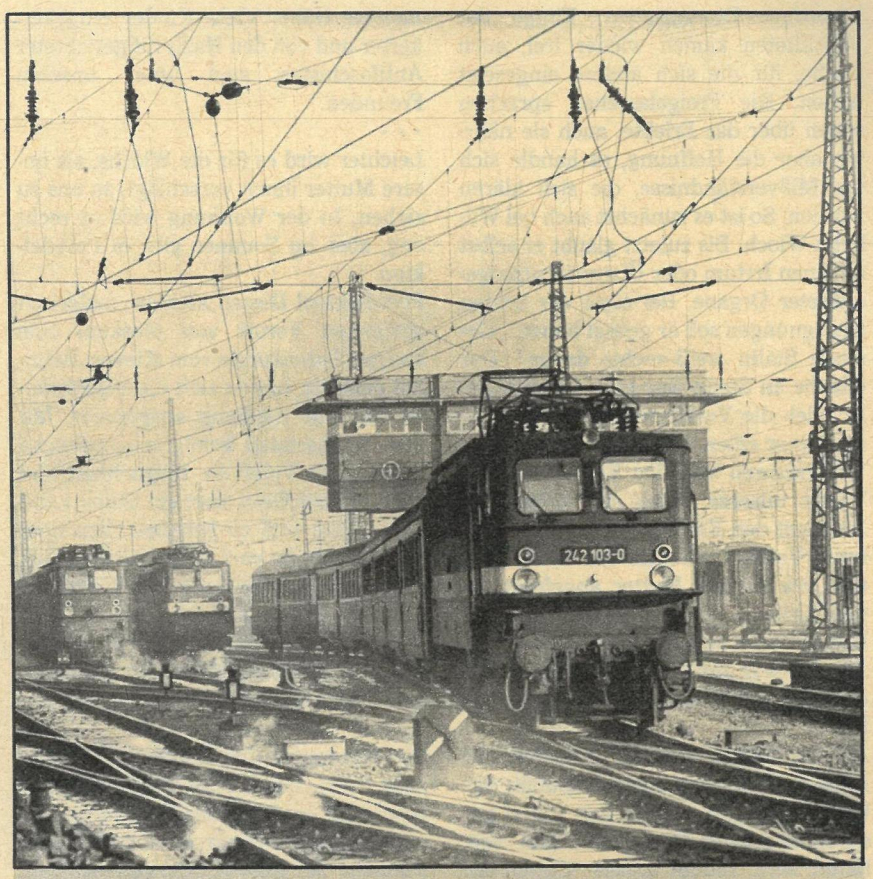
Keiner von uns nahm richtig wahr, daß sich zwischen Lothar und der gleichaltrigen Zilja, um deren Gunst alle bemüht sind, ein starkes Gefühl erster Liebe anbahnt. Gab es schon unter den Troika-Jungen tiefsinnige Gespräche über den Sinn des Lebens, so wird dieses und manches ähnliche Thema zwischen dem jungen Paar schon viel ernsthafter behandelt. Beide träumen in die Zukunft, schmieden Pläne fürs Leben und können sich ein Dasein ohne den anderen nicht mehr vorstellen. So bleibt Peredelkino der Troika in Erinnerung: romantisch, friedlich, voller sommerlicher Wärme oder reinem weißem Schnee und flimmernder klarer Winterluft.

Die Wolken aber sind da; sie werden immer bedrohlicher… Die Brandfackel des Krieges beginnt ganz Europa zu erfassen.

Die Deutsche Reichsbahn ist der größte und wichtigste Verkehrsträger der DDR.
Durch das planmäßige Wachstum der Industrieproduktion, durch die Verlagerung von Transporten von der Straße auf die Schiene und durch den verstärkten Einsatz einheimischer Energieträger hat die Deutsche Reichsbahn ca. 80 % der Gütertransportmenge der DDR zu befördern.
1,7 Millionen, d. h. 10 % der Einwohner unserer Republik, sind täglich mit der Eisenbahn unterwegs. Um diese Reisebedürfnisse zu befriedigen, setzt die Deutsche Reichsbahn täglich 7100 Reisezüge ein.
Für den sicheren und pünktlichen Transport der Reisenden und der Güter stehen der Deutschen Reichsbahn hochwertige und moderne Lokomotiven der Diesel- und elektrischen Traktion zur Verfügung.

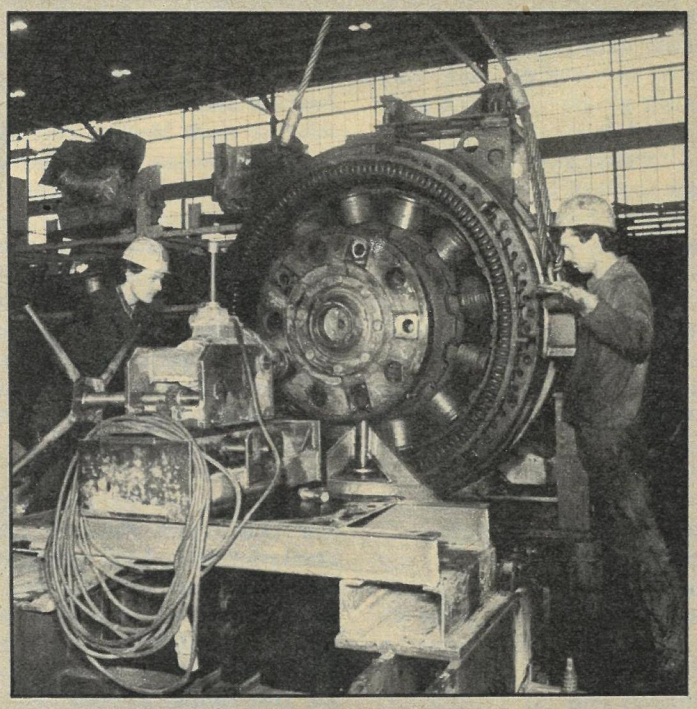
Lokomotivführer
Die Tätigkeit des Lokomotivführers ist vielseitig und interessant.
Neben der technischen Überprüfung der Einrichtungen und Geräte für einen sicheren und reibungslosen Betrieb müssen beispielsweise während der Fahrt die Strecke oder der Rangierweg, die Signale und die Anzeigengeräte gewissenhaft beobachtet werden.
Die Ermittlung und Beseitigung von Störungen gehört genauso dazu, wie die Pflege der Lok.
An die Beschäftigten, die diesen Beruf wählen, werden hinsichtlich ihrer Charaktereigenschaften und Verhaltensweisen, ihrer gesundheitlichen Tauglichkeit, ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten besondere Anforderungen gestellt.
Werktätige mit metall- und elektrotechnischen Berufen werden in angemessener Zeit in der Kombination von praktischer Arbeit in der Triebfahrzeuginstandhaltung und speziellen Qualifizierungsmaßnahmen zum Lokomotivführer ausgebildet.
Schüler der allgemeinbildenden polytechnischen Oberschulen können sich für den Ausbildungsberuf Schienenfahrzeugschlosser in der Spezialisierungsrichtung Triebfahrzeugführer bewerben. Die Ausbildung beginnt nach erfolgreichem Abschluß der 10. Klasse mit einer einjährigen Grundausbildung an einer Betriebsberufsschule des jeweiligen Reichsbahndirektionsbezirkes und dauert insgesamt 2 Jahre. Die Lehrzeit schließt mit der Befähigung ab, ein Dieseltriebfahrzeug der Baureihe 106 bzw. ein Triebfahrzeug der S-Bahn Berlin zu führen.

Triebfahrzeuginstandhaltungspersonal
Eine Voraussetzung für den sicheren und pünktlichen Transport der Reisenden und Güter ist der technisch einwandfreie Zustand der Lokomotiven. Hiervon leitet sich das vielseitige und umfangreiche Aufgabengebiet des Triebfahrzeuginstandhaltungspersonals ab.



Ein Beruf bei der Deutschen Reichsbahn –

Ein Beruf mit Zukunft



Der Schienenfahrzeugschlosser – Triebfahrzeuginstandhaltung
führt Instandhaltungsarbeiten an mechanischen, hydraulischen und pneumatischen Bauteilen, Baugruppen und Aggregaten der Triebfahrzeuge, wie Krafterzeugungs- und Kraftübertragungsanlagen, Einspritzpumpen, Kühlanlagen, Heizkessel, Lagern u. a. aus. Er arbeitet Bauteile auf, kontrolliert die Funktion einzelner Bauteile und Baugruppen, ermittelt Fehlerursachen und beseitigt sie.
Voraussetzung für die Aufnahme dieser Tätigkeit ist außer der gesundheitlichen Tauglichkeit der Facharbeiterabschluß in einem metallverarbeitenden Beruf. Schüler der POS können nach erfolgreichem Abschluß der 10. Klasse eine 2jährige Ausbildung als Schienenfahrzeugschlosser – Triebfahrzeuginstandhaltung aufnehmen. Eine Qualifizierung zum Lokomotivführer ist möglich.

Der Elektromonteur – Triebfahrzeuginstandhaltung
führt Instandhaltungsarbeiten an elektrischen Anlagen, Bauteilen, Aggregaten und elektronischen Bauteilen der Triebfahrzeuge aus. Er ermittelt und beseitigt Störungen an elektronischen Maschinen, Schaltgeräten, Regeleinrichtungen, elektrischen und elektronischen Anlagen unter Beachtung ihrer Einflußnahme auf die Funktion der mechanischen Bauteile der Triebfahrzeuge. Er arbeitet Bauteile auf und führt Installationsarbeiten an elektrischen Anlagen der Triebfahrzeuge aus.
Bewerben können sich Werktätige mit dem Facharbeiterabschluß als Elektromonteur oder in einem anderen elektrotechnischen Beruf. Schüler der POS können nach erfolgreichem Abschluß der 10. Klasse eine 2jährige Lehrausbildung als Elektromonteur – Triebfahrzeuginstandhaltung aufnehmen. Eine Qualifizierung zum Lokomotivführer ist möglich.

Die Deutsche Reichsbahn bietet:
- gute Verdienstmöglichkeiten mit zusätzlichen Prämien für Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit, Jahresendprämie
- Belohnung für längere Dienstzeit bis zu 8 % des Bruttoeinkommens der letzten 12 Monate bereits nach drei Arbeitsjahren
- Freifahrscheine innerhalb der DDR und für das sozialistische Ausland (auch für Familienangehörige)
- vielfältige Sozialleistungen in betriebseigenen Ferienheimen und Betriebsambulatorien

Auskünfte erteilen auch die Leiter bzw. Abteilungen Kader und Bildung der örtlichen Dienststellen der Deutschen Reichsbahn.

Interessenten richten bitte ihre Anfragen und Bewerbungen an die Abteilungen Kader und Bildung der Reichsbahndirektionen

Berlin	**Wilhelm-Pieck-Str. 142,**	**Berlin, 1054**	**Tel.: 4 92 15 67**
Cottbus	**Schillerstr. 21/22,**	**Cottbus, 7500**	**Tel.: 44 34 60**
Dresden	**Ammonstr. 8,**	**Dresden, 8010**	**Tel.: 4 61 34 80**
Erfurt	**Bahnhofstr. 23,**	**Erfurt, 5020**	**Tel.: 3 04 14**
Greifswald	**Johann-Stelling-Str. 30,**	**Greifswald, 2200**	**Tel.: 61 44 61**
Halle	**Ernst-Kamieth-Str. 2,**	**Halle, 4020**	**Tel.: 8 41 55 39**
Magdeburg	**Materlikstr. 1/10,**	**Magdeburg, 3010**	**Tel.: 3 75 58 44**
Schwerin	**Herbert-Warnke-Str. 15–17,**	**Schwerin, 2700**	**Tel.: 82 54 49**
Direktion der Ausbesserungswerke	**Adlergestell 143,**	**Berlin, 1190**	**Tel.: 4 97 27 33**

Reg.-Nr. 177/III/88

Ein Dorf kommt aus den roten Zahlen

Fortsetzung von Seite 23

400 Pachtkollektiven doppelt so hoch wie bei der überkommenen Arbeitsorganisation. 53 Agrarbetriebe haben sich bereits vollständig auf die neue Methode ein- und umgestellt. Erstes Anliegen: sich um die unrentablen „Sorgenkinder" zu kümmern. Über 500 Millionen Rubel investierte das Gebiet bisher in die 106 unwirtschaftlichsten Betriebe. Der Bau von Siedlungen mit allen nötigen Lebensbedingungen und entwickelter Infrastruktur wurde in Angriff genommen. 80 Siedlungen sind bis heute mehr oder weniger fertiggestellt und größtenteils von jungen Leuten bezogen. Ein weiterer wunder Punkt waren die unzureichenden Kapazitäten für die Lagerung und Weiterverarbeitung der Agrarprodukte – bis zu 40 Prozent der landwirtschaftlichen Produktion gingen vordem dadurch verloren. Der heutige Stand: Eine neue Kühlanlage für 560 Tonnen Fleisch, Lagerräume für Obst, Gemüse und Speisekartoffeln mit einer Kapazität von insgesamt 60 000 Tonnen.

Kein Zweifel und für jeden Bürger handgreifliche Realität: Die Regale der Läden im Gebiet Orjol bergen heute mehr als nur die bekannten Saftflaschen. Der Fleischverkauf für den „inneren Bedarf" (60 Prozent der Tierproduktion werden dem Unions- bzw. Republiksfonds zugeführt) erhöhte sich um ein reichliches Drittel. Milch- und Molkereierzeugnisse sind bereits in ausreichender Menge im Angebot.

Pachtvertrag – kein Zauberwort

Alexej Iwanowitsch Romanow ist Vorsitzender des Kolchos „Lenins Vermächtnis" im benachbarten Rayon Urizki, der in der Vergangenheit als eine der rückständigsten Wirtschaften des Gebietes galt. In den letzten zwei Jahren jedoch sind hier 60 Wohnhäuser, ein Kindergarten, ein Café, zwei Läden, ein Sportkomplex, ein Landambulatorium, über 20 Kilometer befestigte Straßen sowie ein Spielplatz mit Kettenkarussell und Luftschaukel entstanden. Alexej Romanow hat heute Arbeitskräfte genug, so daß einer schon etwas vorweisen muß, will er Aufnahme finden im Kollektiv dieses Kolchos, der im Vorjahr eine Million Rubel Gewinn machte! Wie haben Sie das zuwege gebracht? Romanow lächelt: „Kein Wunder. Wirtschaftliche Rechnungsführung. Und die Pachtverträge." Wie geht das? „Ich erkläre Ihnen das am besten anhand der Milchproduktion, unserem Hauptzweig. Also: Iwan Iwanow kommt und macht mit dem Kolchos einen Pachtvertrag. Er übernimmt vom Betrieb, sagen wir, hundert Kühe zur Milchproduktion. Er bekommt die Kühe verpachtet, den Stall, das Futter, die Technik. Zu festen Tarifen. Wir kaufen ihm dafür die Milch ab. Berechnen ihm auch Dung und Gülle – je wertvoller, desto höher die Bezahlung. Aber die Hauptsache: Je besser die Milchqualität, desto besser die Bezahlung. Iwan Iwanow, der Pächter, sucht seine Kosten niedrig zu halten, weil er weiß, was er nach deren Abzug für sich behalten wird an Gewinn. Im Regelfall bewirtschaftet er seine Pacht als Familienbetrieb; die Frau und andere Verwandte arbeiten mit. Bei uns pflegen im Durchschnitt vier Arbeitskräfte hundert Kühe. Unsere Pachtkollektive suchen jetzt ohne Aufforderung selbst nach Reserven, kümmern sich gewissenhafter ums Wohl und Wehe der ihnen anvertrauten Tiere. Von 1700 Kilo Milch pro Kuh stieg der Jahresdurchschnitt jetzt auf 4700 Kilo", berichtet Romanow.

Lokaltermin im Kuhstall

Nadeshda Swiridonowa zeigt ihre „Mustermädchen" Lida, Tamara und Marussja – sie geben über 5000 Liter im Jahr. Doch was sind sie gegen Alina, die Superkuh, die ihnen mit 6000 Litern als leuchtendes Beispiel voranmuht? „Wir wollen auf 6000 Kilo Milch im Durchschnitt kommen", meint Nadeshda Swiridonowa, „und wir sind auf dem besten Wege dazu!" Mit Bauernstolz streichelt sie Alinas große Nase. Nadeshda arbeitet im Früh- und Spätschicht-System acht Stunden täglich. In einer Schicht sind sie zu zweit, nachts ist der Stall mit einer Arbeitskraft besetzt. Ein Tierarzt der Genossenschaft steht für Notfälle sofort zur Verfügung. Tierverluste sind äußerst gering. Im Kolchos „Lenins Vermächtnis" ist man vollständig zur Pachtvertragsmethode übergegangen – auch die Kälberaufzucht, die Schweinemast und die Pflanzenproduktion befinden sich in den Händen verantwortungsbewußter Pächter. „Natürlich glauben wir nicht, schon den Stein der Weisen gefunden zu haben", sagt Vorsitzender Romanow. „Wir sind noch ganz am Anfang, haben wenig Erfahrungen über verschiedene Vegetations- und Laktationsperioden hinweg. Deshalb schließen wir Pachtverträge bisher erst über Ein- bis Dreijahreszeiträume ab. Wir wollen so den neuen Pächtern Gelegenheit geben, sich an die Genossenschaft, an ihre Aufgabe zu gewöhnen, sich einzuleben und zu zeigen, was in ihnen steckt. Wenn einer sich bewährt, sind wir bereit, mit ihm längere Zeit zusammenzuarbeiten."

Ein Sonntagsspaziergang war es gewiß nicht, die Kolchos-Wirtschaft wirtschaftlich zu machen. Der Verwaltungsapparat wurde um die Hälfte reduziert, die Ausnutzung der Arbeitszeit strenger als wichtiges ökonomisches Kriterium gehandhabt. „Die Berufsehre muß es doch einfach den Bauern gebieten", sagt Romanow, „durch sorgfältige Wartung und Instandsetzung für eine lange Lebensdauer der Maschinen und Geräte zu sorgen." Kein Winterschlaf also, während dieser Monate wird die Technik in Schuß gebracht. Arbeitsmöglichkeiten für Frauen außerhalb der Feldbausaison wurden geschaffen, zum Beispiel werden im Winter Kinderschuhe produziert. Zu tun gibt es immer etwas. Momentan entsteht, aus eigener Kraft und mit eigenen Mitteln, ein Kulturhaus...

Komsomolzen aufs Land

Im Erdgeschoß des Gebietskomitees der KPdSU Orjol hat sich der Stab der Komsomol-Initiative „Ich wähle das Dorf zum Wohnsitz" etabliert. Sprechstunde ganztägig. Hier sprechen diejenigen vor, die zurückkehren wollen aufs Land. Hierher senden sie ihre Bewerbungsschreiben, die unbürokratisch-rasch bearbeitet werden: „Ich heiße Nikita Jermotschenko und bin Melker von Beruf, aus dem Nowosibirsker Gebiet. Zur Zeit arbeiten Lena, meine Frau, und ich in einem Werk für Elektrogeräte. Wir möchten wieder zurück aufs Dorf. Können Sie uns helfen?" Hunderte solcher oder ähnlicher Briefe kommen täglich.

13 000 sind bereits in die Dörfer und Siedlungen des Gebietes zurückgekehrt, unter ihnen Angehörige so wichtiger Berufsgruppen wie Melker und Mechanisatoren. 30 000 Bewerbungen werden zur Zeit bearbeitet. Viele, viele Aktenhefter voller Schicksale.

Petrows, wieder zu Hause

Zeit für einen Spaziergang durch die neuerbaute Siedlung Shilino, gleich neben dem alten Dorf. Geschäfte, Café, Kulturhaus, Schule, Kindergarten, Dienstleistungszentrum, schmucke Doppelhäuser. Der Sowchos hat hier in den letzten zwei Jahren 400 Wohnungen und Doppelhaus-Hälften als Eigenheime vorzugsweise für junge Familien gebaut. Heute besuchen 216 Kinder die Schule.

Eine Eigenheimtür öffnet sich uns einladend: Wladimir und Lydia Petrow sind seit einem halben Jahr Bewohner der Siedlung Shilino. Ganz in der Nähe hatten sie sich kennengelernt, die beiden Bauernkinder, und geheiratet. „Dann aber", erzählt Lydia Petrowa, „zogen wir weg, nach Archangelsk. Weil es dort Arbeit und Wohnraum für uns gab. Wir haben gutes Geld verdient im Norden, gewiß, aber die Sehnsucht nach zu Hause hat uns nicht losgelassen. Als wir nun in der Zeitung lasen, daß unser Heimatrayon Arbeit und auch ein Heim für uns hat, haben wir uns sofort beworben!" Nach acht Jahren wieder daheim. In einem Haus, daß ihnen der Sowchos kreditiert hat. Zentralheizung, Gas, Strom, Wasser – alles da. Und hinterm Haus das „Nebengelaß", wo drei Ferkel und 20 Hühner die Versorgung der Familie Petrow aufbessern.

Fünf Zahlen nur: Lydias Sowchos hatte 1984 beim Staat 400 000 Rubel Schulden. Und ganze 28 Arbeitskräfte, zumeist ältere Menschen, mußten die 4 000 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche bearbeiten. Im Jahre 1988 jedoch erwirtschafteten 380 qualifizierte Pächter 1 300 000 Rubel Gewinn. Das Wort „unser" gewinnt wieder Geltung...

Das Dorf Shilino wird allmählich wieder ein angenehmer Wohnort.

BRIEFMARKEN-GALERIE

2 1 3

4 5

Verkehrserziehung per Post

Die Tendenz der Verkehrsunfälle ist steigend. Aufmerksames Verhalten und Rücksichtnahme im Straßenverkehr sind offensichtlich noch immer nicht jedermanns Sache. Im Dienste der Verkehrserziehung stehen auch zahlreiche Postwertzeichen. In der DDR kamen die Serien „Verkehrserziehung“ (1966) und „Verkehrssicherheit“ (1969) heraus. Beide betonen die Beachtung der Verkehrszeichen und -regeln (Abb. 1). Einiges im Markenbild Dargestellte hat sich mit der neuen StVO verändert – und der Sammler sollte dies durchaus in einer thematischen Sammlung vermerken. Weitere Motive zeigen die Emissionen „25 Jahre Deutsche Volkspolizei“ (1970) und „Aus der Arbeit der Volkspolizei“ (1975). Neben der sachlichen Darstellung dieses Sujets gibt es auch Beispiele, durch das Markenbild zu schockieren, um unmißverständlich vor Verstößen zu warnen. So zeigt eine ungarische Serie (1973) die Folgen von Alkoholgenuß am Steuer, den Unfall eines Radfahrers, mahnt gleichzeitig aber zur Rücksichtnahme aller am Verkehr beteiligten Personen mit der Aufforderung: „Seien wir Freunde im Verkehr!“ (Abb. 5). Eine sowjetische Serie (1979) zeigt ein schleuderndes Auto (Abb. 2), weil der Fahrer die Geschwindigkeitsgrenze überschritten hat. Viele Ausgaben europäischer Postverwaltungen gelten dem Schutz des Kindes im Straßenverkehr (Abb. 3, UdSSR; Abb. 4, ČSSR). Eine Ausgabe der Niederlande (1977) besagte, daß 1976 dort 315 Kinder auf der Straße ums Leben kamen und 9000 Verletzungen erlitten. Zu den Markensujets mit Schockeffekt gehört die Darstellung einer Mutter mit überfahrenem Kind auf den Armen (BRD, 1953), die seinerzeit als wirksamstes Motiv zu diesem Thema gewertet wurde. Über den erzieherischen Wert derartiger Markenausgaben gibt es gewiß unterschiedliche Auffassungen. Jedoch in einer Sammlung zusammengestellt und der Öffentlichkeit präsentiert, wird dieses postalische Kapitel der Verkehrserziehung kaum unbeachtet bleiben.

Henri Hamann

Dankeschön aus Kasachstan

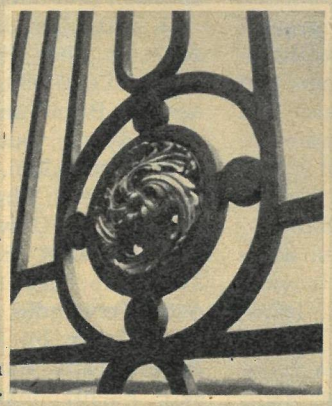
Der Artikel „Kasachstaner ‚Klingenthal‘“ (FW 23/88) hat uns große Freude bereitet. Das war die erste Veröffentlichung über unser sowjetdeutsches Gesangsensemble in einer Bruderrepublik! Mit meinem Brief will ich bestätigen, daß das Exemplar Ihrer Zeitschrift mit dem Beitrag über unser kulturelles Schaffen gut den weiten Weg auf das Kasachstaner Neuland in den Sowchos „Jerkenschilikski“ gefunden hat. Unser Ensemble „Klingenthal“ steht übrigens mit einigen Bürgern der DDR im Briefwechsel. Wir wären sehr froh, wenn in den Spalten Ihrer Zeitschrift Mary-Lies Crodel aus Halle und Elise Wolfensteller aus Klingenthal unser Dankeschön für übersandte Liederbücher übermittelt würde! Damit haben sie uns sehr geholfen!

Alexander Bier, Pawlowka, Kasachische SSR

Die Kasachstaner Musikenthusiasten sind an weiteren Kontakten interessiert – auch mit Volkskunstgruppen aus der DDR. Wir vermitteln gern!

Wie verhext!

Heinrich Kilgers Entwurf zu „Faust I“ (Bühnenbilder aus der DDR, FW 3/89) zeigt, wie unsere wissenden Leser sicherlich feststellten, die „Hexenküche“, nur die Figurine gehört in die „Walpurgisnacht“. Wir bitten das Versehen zu entschuldigen.



Blick fürs Detail

Ihre Zeilen über die zwei Jubiläen in Leningrad (FW 2/89) haben auch bei mir Erinnerungen wachgerufen. Beliebter Erholungsort der Einwohner und Gäste ist der Sommergarten. Ein Eisengitter bildet seinen Abschluß in Richtung Newa-Kai. Dieses Gitter, angefertigt in einer Tulaer Gießerei, zeichnet sich durch reizvolle Details aus – eins davon habe ich fotografiert. Der Sommergarten geht auf Entwürfe Peters I. zurück und ist die älteste Anlage der Stadt. Nach einem Erlaß des Zaren Nikolaus I. war es dem Volk verboten, den Sommergarten zu betreten. Heute zählt er zu den besuchtesten Sehenswürdigkeiten im Venedig des Nordens.

Michael Hahnewald, Dresden

Vergleiche hinken

Durch Zufall las ich die Notiz „Von Gewicht“ (FW 1/89). Darin wird ein Hektarertrag von acht Dezitonnen Getreide in Kasachstan erwähnt. Dieses Beispiel, so sagen auch meine Bekannten, ist aber nicht gewichtig, sondern eher eine Katastrophe. Man hat doch auch auf dem Neuland schon eine längere Entwicklung hinter sich …

E. Günter, Hohndorf

In der Tat erscheint diese Zahl im Vergleich zu unseren Hektarerträgen niederschmetternd. Dennoch ist es nicht richtig, einfach die Ernteergebnisse einander gegenüberzustellen. Man muß noch eine Vielzahl von Bedingungen in Betracht ziehen. Das reicht von den Bodenverhältnissen bis zum Klima. Weit über die Hälfte der Getreideanbaufläche der UdSSR gehört zur sogenannten Risikozone, das heißt, regelmäßig wiederkehrende Dürren und starke Fröste gefährden alljährlich die Ernte. Die Hektarergebnisse insgesamt sind, bedingt durch unterschiedliche natürliche Bedingungen, aber auch durch unterschiedliche fachliche Meisterschaft, sehr verschieden. Es gibt Regionen (Ukraine, Belorußland, die baltischen Republiken), in denen 40 bis 50 dt/ha die Regel sind, aber auch Gegenden, wo man sich über 12 dt schon freut. Noch sind nicht alle Reserven erschlossen, und vor allem die Intensivierung der Landwirtschaft wurde auch in der UdSSR als einziger Weg erkannt, der zu einer höheren Ergiebigkeit führen kann. Das betrifft sowohl die materielle Interessiertheit der Feldbaubrigaden als auch die Einführung neuer Technologien. Erste Erfolge gibt es inzwischen.

Klaus Hurrelmann

Ein Husky-Gespann bei Magadan im Autonomen Bezirk der Tschuktschen

So malen können!

Da mich alles aus Lenins Privatleben interessiert, erfreute mich der Beitrag „Logis in Zürich“ (FW 1/89). Die wunderschönen Aquarelle von Lisa Klutschewskaja erinnerten mich an ihre Ausstellung, die hier vor Jahren im Schweriner Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft regen Zuspruch fand.

Annemarie Amelung, Schwerin

Singen entspannt

Aus dem Artikel „Drushba in D-Dur“ (FW 27/88) erfuhr ich, daß es im sowjetischen Hospital Berlin-Karlshorst einen Frauenchor gibt. Ich fand das deshalb so interessant, weil ich während der Emigration in der UdSSR im internationalen Kinderheim Iwanowo als Lehrerin für Kinder deutscher Emigranten tätig war und mich dort dem Chor der Lehrer von Iwanowo anschloß. Ich mußte ungefähr fünf Kilometer bei Verdunkelung zu Fuß in die Stadt gehen, da das Kinderheim außerhalb lag. Aber ohne Singen konnte ich bald nicht mehr leben. Und jetzt hier in Berlin bin ich Mitglied des Veteranenchors „Hermann Duncker“ beim FDGB.

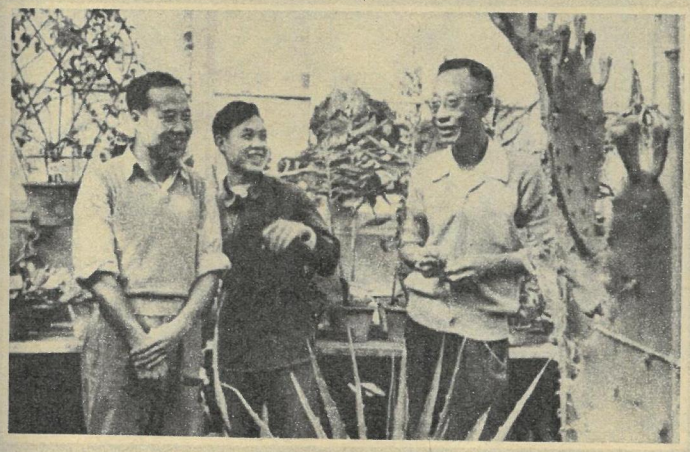
Dagmar Horstmann, Berlin

Zeitgeschichte anschaulich gemacht

Im Zusammenhang mit der Serie über den Lebensweg des letzten chinesischen Kaisers Pu Yi (FW 27/88–2/89) möchte ich auch den Film „Der letzte Kaiser“ hervorheben. Gerade jene drei Serienkapitel wurden in diesem Film phantastisch umgesetzt. Es ist erfreulich, wenn Biographien von Persönlichkeiten bearbeitet werden, die in der Geschichte widersprüchlich auftraten.

Henry Rieß, Aschersleben

Das Foto zeigt Pu Yi (rechts) im Botanischen Garten nach der Entlassung aus der Haft. Später widmete er sich als Historiker der Geschichte Chinas.



Preisfrage

Heft 4/89

Wieviel Menschen leben im Nichtschwarzerdegebiet der RSFSR?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 7/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 15. März 1989. Auflösung von Heft 1/89: 12 Jahre. Wir gratulieren Madeleine Boche, Halle-Neustadt.

Folgen bedenken

Informativ, der Beitrag über die „Spuren“ der Erdgasförderung (FW 1/89).

Harald Frederick, Berlin

Der Artikel ist lehrreich und stimmte mich sehr nachdenklich.

Monika Scholz, Werda

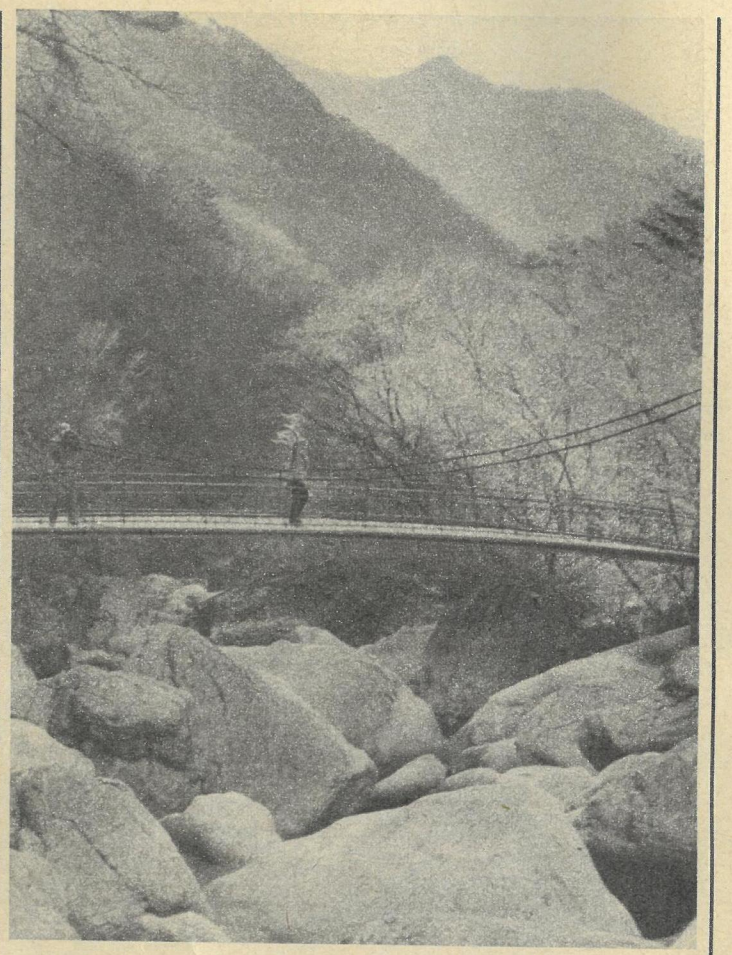
Keine noch so große Naturkatastrophe hat es bisher geschafft, die Natur der Erde zu vernichten. Der Mensch schafft es, wenn ihm nicht Einhalt geboten wird, wenn er sich nicht selbst Einhalt gebietet beim Raubbau an der Natur.

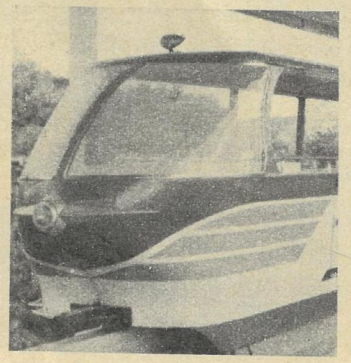
Karin Klengler, Riesa

Solche Beiträge helfen, das Verständnis über die Nutzung und den Umgang mit der Natur zu vertiefen. Deshalb gehöre ich zu jenen, die die Redaktion ermuntern, solchen Themen weiterhin Platz einzuräumen.

Rudi Grusser, Berlin

Redaktion: Helga Bengtson/Ingrid Buchholz; Fotos: APN, Pu Yi-Autobiographie





Gastland Korea

Schon lange hatte ich mir gewünscht, einmal in die KDVR reisen zu können. Im vergangenen Jahr ging dieser Traum in Erfüllung. Beeindruckend die Menschen und die Landschaft. Ein spätherbstlicher Ausflug, etwa tausend Meter hoch zum Hyangro-Gipfel im bewaldeten Myohyang-Gebirge, 180 Kilometer nördlich von Phjòngjang, führte uns vorbei an imposanten Wasserfällen, über große Granitfelsen und graziele Hängebrücken (Foto oben). Von Zeit zu Zeit bot sich eine herrliche freie Weitsicht auf ferne Gipfel. Ziel einer weiteren Exkursion war der Kulturpark in Mangyongda. Die einschienige Magnetbahn (Foto Mitte) als technische Neuheit war für uns eine Attraktion. Mit ihr fuhren wir, allerdings in angemessener Geschwindigkeit, durch das Freizeitgelände und hatten einen guten Überblick auf Karussells, Spielplätze und Parkanlagen im koreanischen Stil. Überrascht waren wir, auf allen freien Plätzen der Hauptstadt junge Frauen und Männer bei sportlichen und künstlerischen Übungen zu sehen (Foto unten). Doch dann erfuhren wir, daß Mitglieder des koreanischen Jugendverbandes bereits das Programm für die XIII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten im Juli ’89 einstudierten.

Ewald Praceus, Berlin

Sie fragen wir antworten

Motor- contra Hundeschlitten?

Werden Schlittenhunde heute nur für sportliche Zwecke gezüchtet oder haben sie noch wirtschaftlichen Nutzen?

Fred Baumann, Leipzig

Was wäre der Norden ohne Hundegespanne? Reiseberichte von Forschern vergangener Jahrhunderte überliefern uns ein genaues Bild. „Unter allen im hohen Norden einheimischen Tieren nimmt der Hund in jeder Hinsicht einen der ersten Plätze ein“, schrieb der russische Flotten-Leutnant v. Wrangel, „die Not hat die Bewohner bewogen, dieses im Vergleich mit anderen Geschöpfen scheinbar schwache Tier als Zugvieh zu benutzen. Alle an der Küste des Eismeeres, vom Ob bis zur Beringstraße, in Grönland, Kamtschatka und auf den Kurilischen Inseln lebenden Völkerschaften spannen im Winter Hunde an ihre Schlitten und vollbringen so mit bedeutenden Lasten weite Reisen.“ – Doch wie steht es damit in unserem Zeitalter der Geländefahrzeuge und Hubschrauber? Auch heute können sich die Tschuktschen, Eskimos, Jakuten, Jukagiren, Korjaken, Itelmenen, Niwchen und Nenzen ihr Leben ohne Hundeschlitten nicht vorstellen. Selbst wenn sie einen Motorschlitten besitzen, bleibt der Hund im Winter ihr wichtigster Gefährte. Er ist zuverlässig und zäh, findet den Weg in der Polarnacht, im Schneesturm, im Packeis und zwischen Eislöchern. – Etwa zehn Hauptrassen sind in internationalen Katalogen verzeichnet. Zu den leistungsfähigsten gehören Samojede und Sibirischer Husky. Nur die mutigsten und gelehrigsten Tiere werden zu Leithunden abgerichtet. Eine der schwierigsten Anforderungen besteht darin, daß der Hund dem Zuruf seines Herrn unbedingt folgt und selbst beim Wittern von Wild die Laufrichtung nicht ändert, sonst stürzt das ganze Gespann nach, und niemand vermag es aufzuhalten. Nicht nur das Aufziehen und Abrichten, auch das Fahren und Lenken eines solchen Gespannes ist eine Kunst. In vielen Siedlungen um den Polarkreis sind Hundeschlittenrennen ein beliebter Sport. Neuerdings findet diese Disziplin auch bei uns Liebhaber. Am 4. und 5. März starten die zweiten DDR-Meisterschaften mit internationaler Beteiligung in Oberhof.

Nach APN

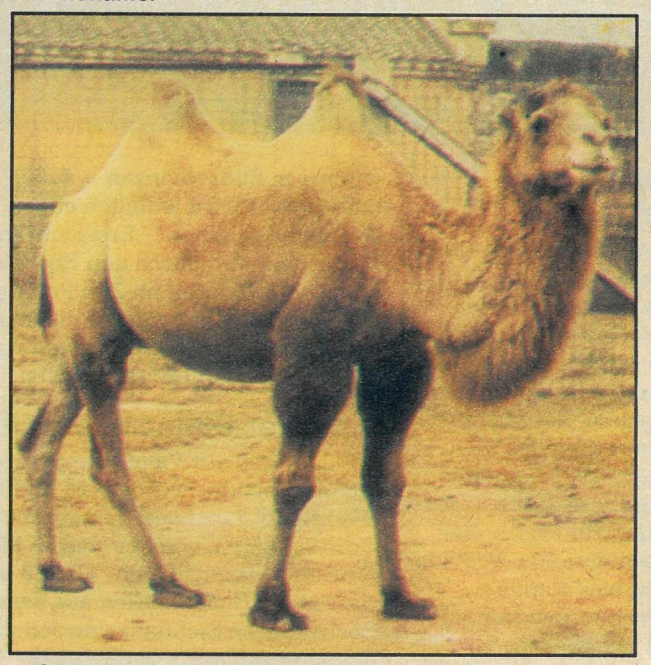
Des Biologen Wunderland

◄ Großer Panda

Goldhaar-Stumpfnasenaffe ►

▼ Roter Goral

▼ Wildkamel

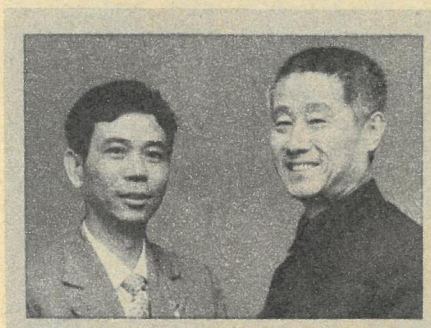


▼ Hochzucht-Schleierschwanz

▼ Schwarzhalskranich

▼ Takin („Rindergemse")

Zum tiergärtnerischen Erfahrungsaustausch besuchten vom Berliner Tierpark Dr. Wolfgang Grummt, stellvertretender Direktor, und Diplom-Biologe Claus Pohle Partnereinrichtungen in Peking, Shanghai und Guangzhou (Kanton). In Wort und Bild berichtet Claus Pohle, Kurator für Säugetiere, über seltene Pfleglinge aus entlegenen, noch kaum berührten Regionen Chinas, vom Bambusdschungel im vietnamesischen Grenzland über Himalaja und Gobi bis zu den „Kalten Tropen" am Amur.



Fünf Fragen an die Tiergärtner Liang Run Tian (links), stellvertretender Direktor des Zoos Guangzhou, und Direktor Gu Wenyi, Shanghai:

Bitte stellen Sie Ihre Gärten – die beide aus Erholungsparks hervorgingen – in einigen Stichwörtern vor! – Dir. Liang: „Am Ostrand der Stadt halten wir auf 43,3 Hektar einen Tierbestand von 360 Arten (Säugetiere in 96, Vögel in 105 Arten). Jährlich mehr als vier Millionen Besucher." – Dir. Gu: „Shanghai zeigt 345 Arten auf siebzig Hektar. Besucherzahl knapp vier Millionen."

Wie bekommt ein solcher Andrang den Tieren? – Dir. Liang: „Nicht immer gut. Nach strapaziösem Wochenende – mit Futterschwemme und Reizüberflutung – ziehen wir besonders gestreßte Individuen zur Erholung in den ‚geschlossenen Teil' des Parks zurück. Nahe liegt die Idee eines ‚Wechseldienstes' in den Schaugehegen."

Was sind Ihre persönlichen Lieblinge der Tierwelt? – Dir. Gu: „Als Biologe, der über die Vögel zur Tierkunde kam, beschäftige ich mich gern mit Haustauben und Kanaris, liebe auch Waldvögel sowie die stolzen Greife." – Dir. Liang: „Fische, vor allem Goldfische, wie sie schon vor tausend Jahren von Priestern der Sung-Dynastie in Tempelteichen gezüchtet wurden, gehen mir über alles. Ein Meeresaquarium bei uns an der Südküste des Chinesischen Meeres, das wäre mein Traum."

Worauf sind Sie besonders stolz? – Dir. Gu: „Auf den Nachwuchs seltener Tiere in der Zuchtstation, zum Beispiel an Languren und Stumpfnasenaffen." – Dir. Liang: „Unsere vom Klima begünstigte naturnahe Haltung verschiedener Tiergruppen, wie der Kraniche auf bewaldeten Teichinseln und des fast ausgestorbenen Südchinesischen Tigers auf dem ‚Tigerberg' mit seinem ‚künstlichen Dschungel'..."

Zu guter Letzt: Was halten Sie vom Schneemenschen? – Dir. Gu: „Nach der jüngsten Expedition von Zoologen in die Provinz Hopei neigen wir zu der Ansicht, daß es sich um einen noch unbekannten Bären handeln könnte. Denn Winterruhe brauchte er, um die kalte Jahreszeit zu überstehen; Affen oder Vorformen des Menschen müßten verhungern im unwirtlichen Gebirge."

Gespräch im Berliner Tierpark: H. Frosch

Großer Panda (Bambusbär)

In der Wildbahn nur noch etwa tausend Exemplare – außerhalb Chinas sieben Zoos im Besitz dieser weltweit populären Tiere, Zuchterfolg bisher nur in Tokio, Madrid und Mexiko-Stadt – Nachwuchs auch in chinesischen Tiergärten nicht häufig, Eingreifen des Menschen erforderlich; 1986 kamen in Peking zwei Jungtiere durch künstliche Insemination zur Welt – bei Chendu in der waldreichen Provinz Sichuan entsteht eine Panda-Zucht-und -Forschungsstation mit ausgedehnten Freigehegen.

Roter Goral

Wiederkäuer aus der Unterfamilie Caprinae (Böcke), vereint Merkmale von Antilope und Wildziege – bewohnt natürliche Almen und tropische Bergwälder bis zu 4500 m; sucht die Nähe von Felskuppen, auf die er bei Beunruhigung flüchtet – Rote Gorale kaum jemals im Ausland; seit 1981 erfolgreiche Zucht durch Zoo Shanghai, nachdem bei einer Expedition zum Quinghai-Tibet-Plateau erstmals einige Tiere eingefangen wurden.

Wildkamel

Stammform des domestizierten Trampeltieres – nur noch einige Trupps in den wüstenartigen Zonen der nordwestlichen Provinzen Chinas sowie angrenzenden Gebieten der Mongolischen Volksrepublik – vor allem dadurch gefährdet, daß mehr und mehr Weidetiere des Menschen die spärlichen Wasserstellen des Areals für ihren Bedarf in Anspruch nehmen.

Schwarzhalskranich

Ornithologische Rarität ersten Ranges – nistet nur im grasigen Marschland an Hochgebirgsseen des Quinghai-Tibet-Plateaus, überwintert in Südprovinzen – außerhalb Chinas wird lediglich ein Exemplar gehalten – Erstzucht in Menschenhand durch den Zoo Xining, 1987 konnten im Zoo Peking nach dem Schlupf von acht Kücken (zwei durch künstliche Besamung) sechs Vögel aufgezogen werden.

Goldhaar-Stumpfnasenaffe

Abbildungen auf Vasen des chinesischen Altertums wurden bis in die Neuzeit als Fabelwesen angesehen – die kräftigen, von der Nasen- bis zur Schwanzspitze mehr als 150 cm messenden Schlankaffen aus den Hochwäldern Sichuans wurden der Wissenschaft erst vor reichlich hundert Jahren bekannt – Ernährung in Menschenhand schwierig, da eine Kost von gemischten Blättern, Bambustrieben und Wildfrüchten benötigt wird – kaum mehr als 50 Exemplare in Tiergärten Chinas; auswärts auf der Grundlage hoch dotierter Verträge einige Male „leihweise" gezeigt (dabei 1986 erste Auslandsgeburt im Washington Park Zoo, Portland).

Hochzucht-Schleierschwanz

Als Abkömmling des Goldfischs um 1200 erstmals in chinesischer Literatur benannt – die Herausbildung immer neuer Varietäten, wie „Löwenkopf", „Kometenschweif", „Himmelsgucker", wurde in den folgenden Jahrhunderten zum Volksvergnügen – Züchtung sehr aufwendig, weil stets nur wenige Exemplare den strengen Standards entsprechen – Zuchtpaare überlieferter Rassen heute international begehrt.

Gelb-Brauner Takin

Verwandter des arktischen Moschusochsen, zoologische Einordnung noch umstritten – lebt in drei Rassen in Gebirgen des östlichen Mittelasiens von Bhutan über Nordburma, Osttibet bis zur chinesischen Provinz Shenxi – trotz des schweren, anscheinend plumpen Körpers vorzüglicher Kletterer – in europäischen Tiergärten bisher nur ganz vereinzelt gezeigt.

Schopfhirsch

Bewohnt abgelegene Täler in schwer zugänglichen Mittelgebirgen – große Seltenheit in Tiergärten, über Bestände im Freileben wenig bekannt – bei Quarantäne-Aufenthalt im Berliner Tierpark wissenschaftliche Beobachtung; dort erste Geburt außerhalb Chinas – auffällig die helle, zwitschernde Stimme der Kleinhirsche sowie ihre Neigung zu Fleischkost; obwohl nur 3 cm lang, bilden die Hornspießchen des Männchens dennoch eine respektable „Waffe".

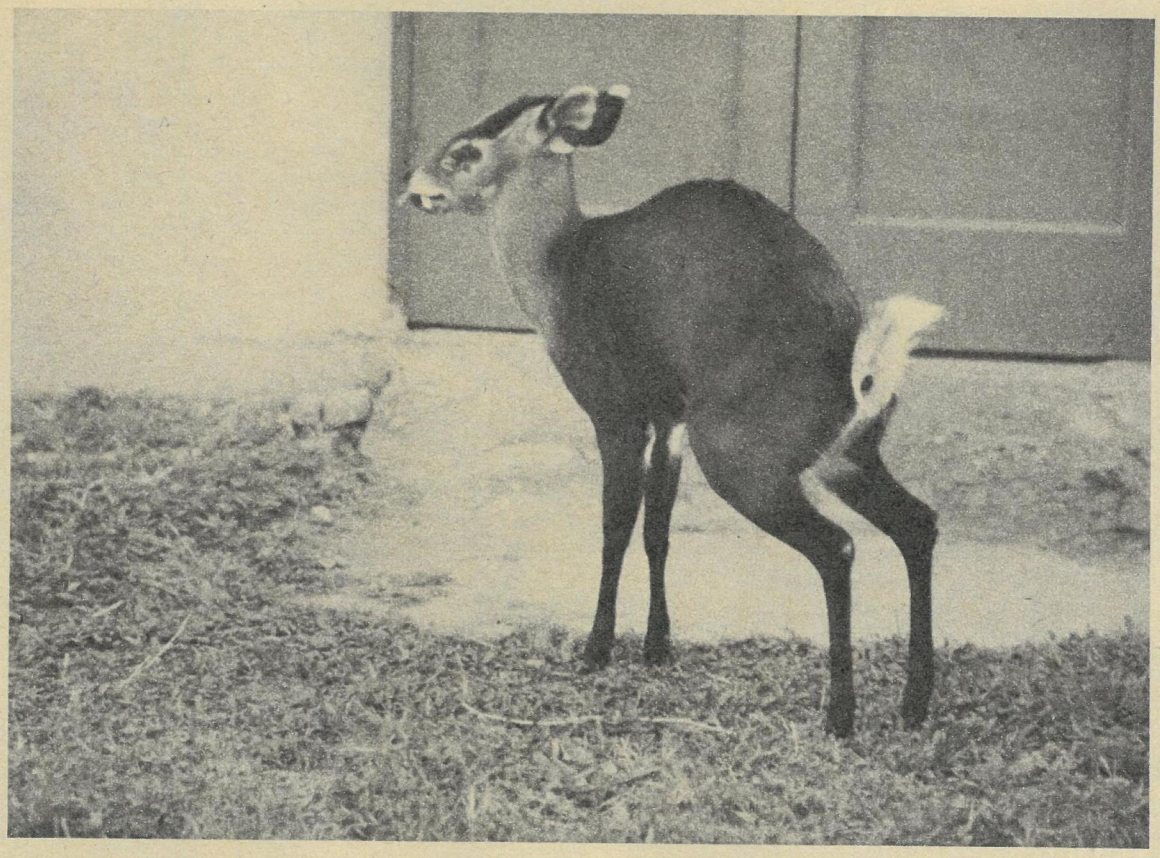
Wildyak

Nur wenige Exemplare innerhalb Chinas in Menschenhand – riesige Körpermaße, demgegenüber wirkt der noch immer stattliche, über drei Jahrtausende domestizierte Hausyak wie eine zwergenhafte Verkümmerung.

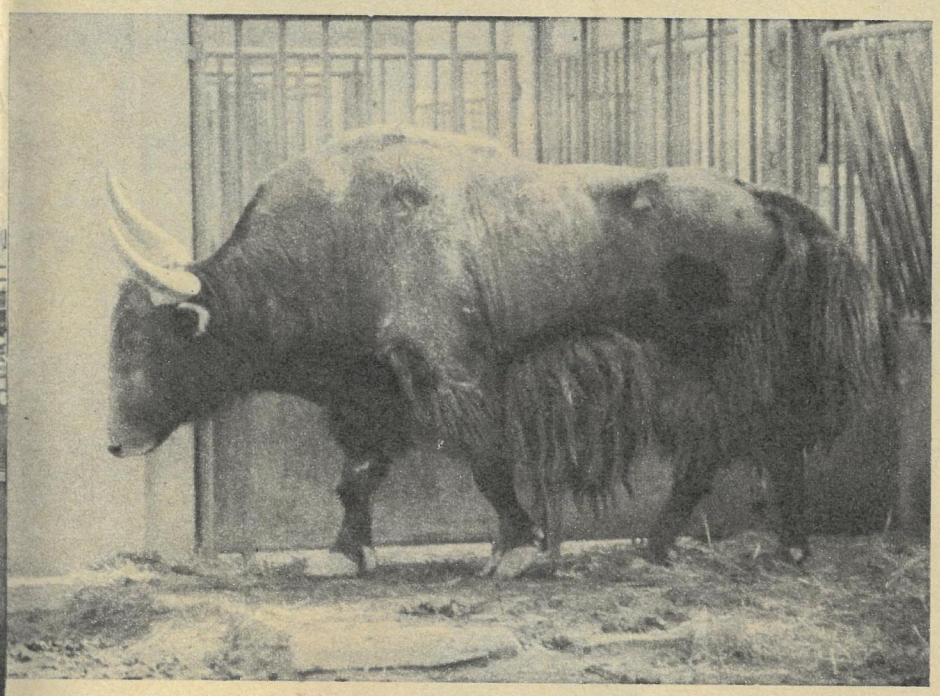
Weißlippenhirsch

In menschenleeren Regionen der innerasiatischen Hochgebirge heimisch, ist seine Lebensweise noch wenig erforscht – nach seiner äußeren Erscheinung dem Milu, dem chinesischen Sumpfhirsch, ähnlich (dessen letzte überlebende Exemplare der katholische Missionar Pater David 1865 in den „Verbotenen Gärten" der kaiserlichen Residenz unter Lebensgefahr ausfindig machte) – für den Weißlippenhirsch bietet sich neuerdings die Chance einer gezielten Vermehrung, da man an verschiedenen Orten dazu übergeht, Herden in Gehegen wegen der Pantengewinnung zu halten.

◄ **Ansicht für Zoobesucher: China – ein Kontinent der Klimate und extrem verschiedenen Vegetationszonen**



Schopfhirsch – als zusätzliche Wehr: dolchartige Eckzähne ►



Des Biologen Wunderland

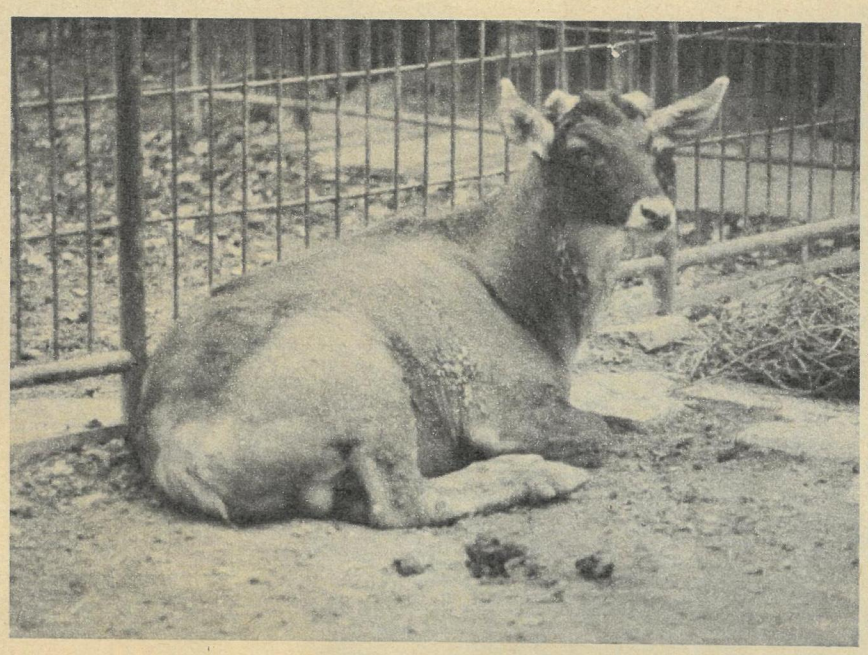
mute sein vor der Blauen Mauritius... Wir biegen um eine Ecke der Tier-Klinik, und da ist er in vollem Sonnenschein! Glücklicher Zufall – der Seltenling wartet im engen Untersuchungskäfig auf den Veterinär. So erblicken wir es aus nächster Nähe, das faszinierende Tiergesicht, weiß-blaue Maske in einer Umrahmung von strahlendem Gold-Gelb.

Mehr als dreitausend Jahre danach in chinesischem Zoo... Es soll anno 1150 vor der Zeitrechnung gewesen sein, als Kaiser Wen-wang auf vierhundert Hektar zwischen Peking und Nanking einen „Park der Intelligenz" anzulegen befahl. Inmitten sorgfältig gehegter Pflanzen waren dort Säugetiere, Vögel, Fische und Schildkröten zu sehen. Noch im vierten Jahrhundert v. d. Z. hat nach dem Zeugnis der Kaiserin Schi-king dieser Garten der Weisheit und Belehrung bestanden; kein Geringerer als der Romantiker Friedrich Rückert übertrug ihre schwärmerischen Zeilen: „Der mächt'ge Fürst Wen-wang / Im Waldgeheg Ling-yo / Sieht an vergnügt und froh / Der zahmen Rehe Gang, / Die nicht des Menschen Anblick scheuen / und sich zusammen spielend freuen."

Und nun wir auf dem Wege zum sagenhaften „Gold-Affen", den bisher kaum ein europäischer Zoologe lebend zu Gesicht bekam. So muß einem eingefleischten Philatelisten zu-

▲ **Wildyak – Bullen erreichen zwei Meter Höhe**

Weißlippenhirsch – Kostbarkeit aus Innerasien ▼



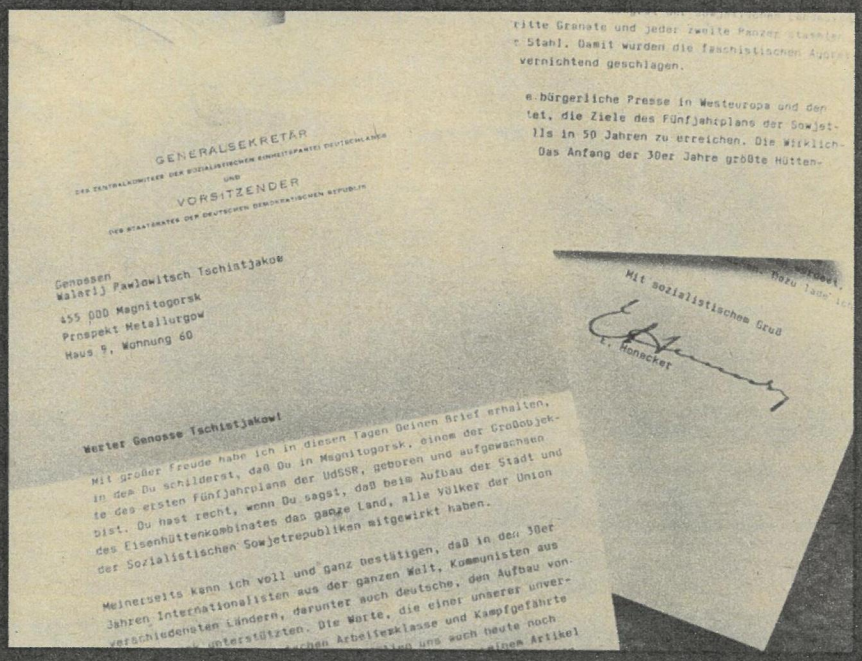
Farbenpracht ist nicht vonnöten, damit einen Zoomenschen der Taumel packt – zum Beispiel vor dem einzelnen Kamelhengst. Schmalgliedrig, fast ein bißchen „mickrig" das noch junge Exemplar, kein Vergleich zu dem massigen „Trampeltier", das der Mensch zum Transport von Karawanengütern züchtete – und doch: welch einzigartige Kostbarkeit. Das einzige Wildkamel in Menschenhand! Noch vor Jahren wußte man nicht, ob ein solcher Urahne der Hauskamele überhaupt noch existierte. Da steht er, und wir beiden „Experten" machen uns gegenseitig in begeisterten Zurufen auf Feinheiten des Körperbaus aufmerksam, die winzigen Hökker (bildeten sie sich auch zu dem Buckel der Dromedare um?), das „rassige" Erscheinungsbild, die rennpferdähnlichen Beine. Schnell wie der Wind, gelingt es den letzten Wildkamelen fast immer, sich vor berittenen Verfolgern in Sicherheit zu bringen.

Und der Wildyak aus den fernsten Regionen des zentralasiatischen Hochplateaus. Dem in Peking gehaltenen Muskelberg fehlt nicht mehr viel zum vollen Schultermaß von zwei Metern (!), und selbst im Sommerhaar ist ein dichter Ansatz des fußlangen „Wintermantels" zu erkennen, der ihn rundum vor den eisigen Stürmen in 5000, 6000 m Höhe schützt. Einst in kopfstarken Herden verbreitet, wurde der Wildyak seit der Jahrhundertwende erbarmungslos verfolgt und nahezu ausgerottet.

Eine beneidenswerte Errungenschaft chinesischer Tiergärtnerei sind abseits der Zoos eingerichtete, streng behütete Zuchtreviere, in denen man kostbare Seltenheiten zu großen, vielversprechenden Vermehrungsgruppen zusammenstellt. Womit man dem Ziel näher kommt, daß in einem modernen Zoo die tierliche Bewohnerschaft sich im wesentlichen selbst erhält; daß der Zoo nicht mehr nur „Verbraucher" ist, sondern sogar Tiere in die freie Natur „exportiert".

Geradezu überwältigend der „Aufmarsch" von Takins (auch Goldrind, Gnuziege oder Rindergemse), der sich unseren Augen bot. Der Berliner Tierpark darf sich rühmen, die einzige Zuchtgruppe dieser eigenartigen Rinderverwandten außerhalb Chinas zu besitzen, doch Shanghai läßt uns blaß aussehen – mit nicht weniger als vierzehn Takins, davon elf in der Zuchtstation. Bisher wußten wir, daß die Haarfarbe der Unterarten von schwarzbraun bis hellgelb reicht; jetzt aber sahen wir Einzeltiere, die „tapirartig" je zur Hälfte gelb und braun gefärbt waren; ein Exemplar hatte einen braunen Kopf und braune Füße, ein anderes verblüffte uns durch sein leuchtendes Fuchsrot. – Was für ein Feld überall zur Forschung und zum Erfahrungsaustausch mit Zoologen und Umweltschützern, den Wissenschaftlern der inzwischen auf einhundertfünfzig (150!) angewachsenen, im Verband registrierten Tiergärten der Chinesischen Volksrepublik.

Zusatzfotos: Dr. W. Grummt, D. Christel



GENERALSEKRETÄR
DES ZENTRALKOMITEES DER SOZIALISTISCHEN EINHEITSPARTEI DEUTSCHLANDS
UND
VORSITZENDER
DES STAATSRATES DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

Genossen
Walerij Pawlowitsch Tschistjakow
455 000 Magnitogorsk
Prospekt Metallurgow
Haus 9, Wohnung 60

Mit sozialistischen Gruß

E. Honecker

Werter Genosse Tschistjakow!

Mit Freude habe ich in diesen Tagen Deinen Brief erhalten, in dem Du schilderst, daß Du in Magnitogorsk, einem der Großobjekte des ersten Fünfjahrplans der UdSSR, geboren und aufgewachsen bist. Du hast recht, wenn Du sagst, daß beim Aufbau der Stadt und des Eisenhüttenkombinates das ganze Land, alle Völker der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken mitgewirkt haben.

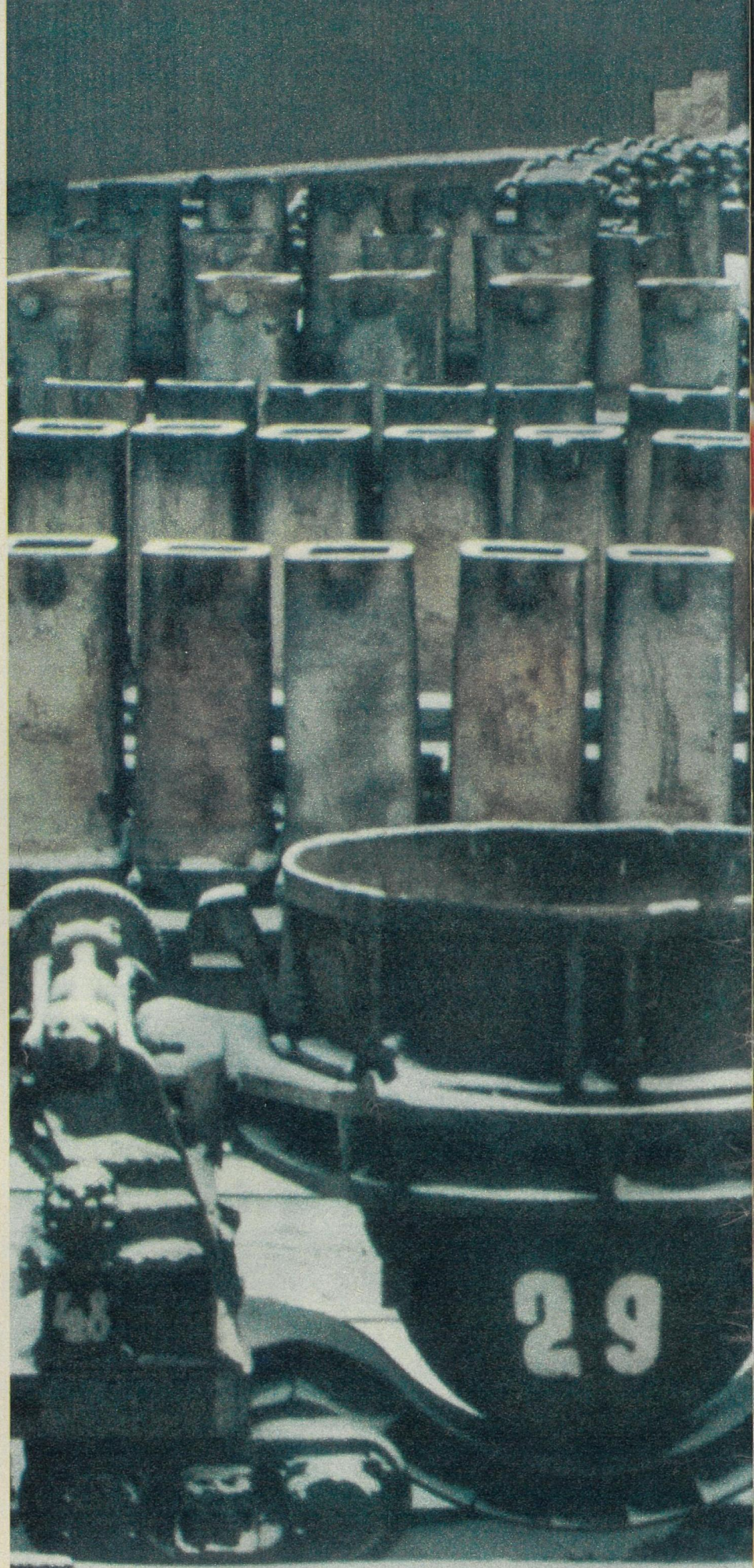
Meinerseits kann ich voll und ganz bestätigen, daß in den 30er Jahren Internationalisten aus der ganzen Welt, Kommunisten aus verschiedensten Ländern, darunter auch deutsche, den Aufbau von

Ein Briefwechsel... Valeri Tschistjakow (Foto links), 33jähriger Hüttenarbeiter in Magnitogorsk und unter seinen Freunden als „Hobby-Historiker" bekannt, wendet sich an den Generalsekretär des ZK der SED. Erich Honecker, dem im April 1971 bei einem Besuch in der Stadt die Medaille „Veteran der Arbeit von Magnitogorsk" verliehen wurde (Foto rechts), beschreibt in seiner Antwort, wie er als deutscher Jungkommunist zu Beginn der 30er Jahre dabei war, als das Eisenkombinat im Südural am Rande einer großen Steppe (unten: erste Landvermessungsarbeiten) „buchstäblich aus dem Boden gestampft wurde". Am Vorabend der bevorstehenden 60-Jahr-Feier besuchten APN-Korrespondent Sergej Bykowskich (Text) und unser Moskauer Bildreporter Volkmar Billeb (Fotos) Stadt und

Werk am Eisenberg

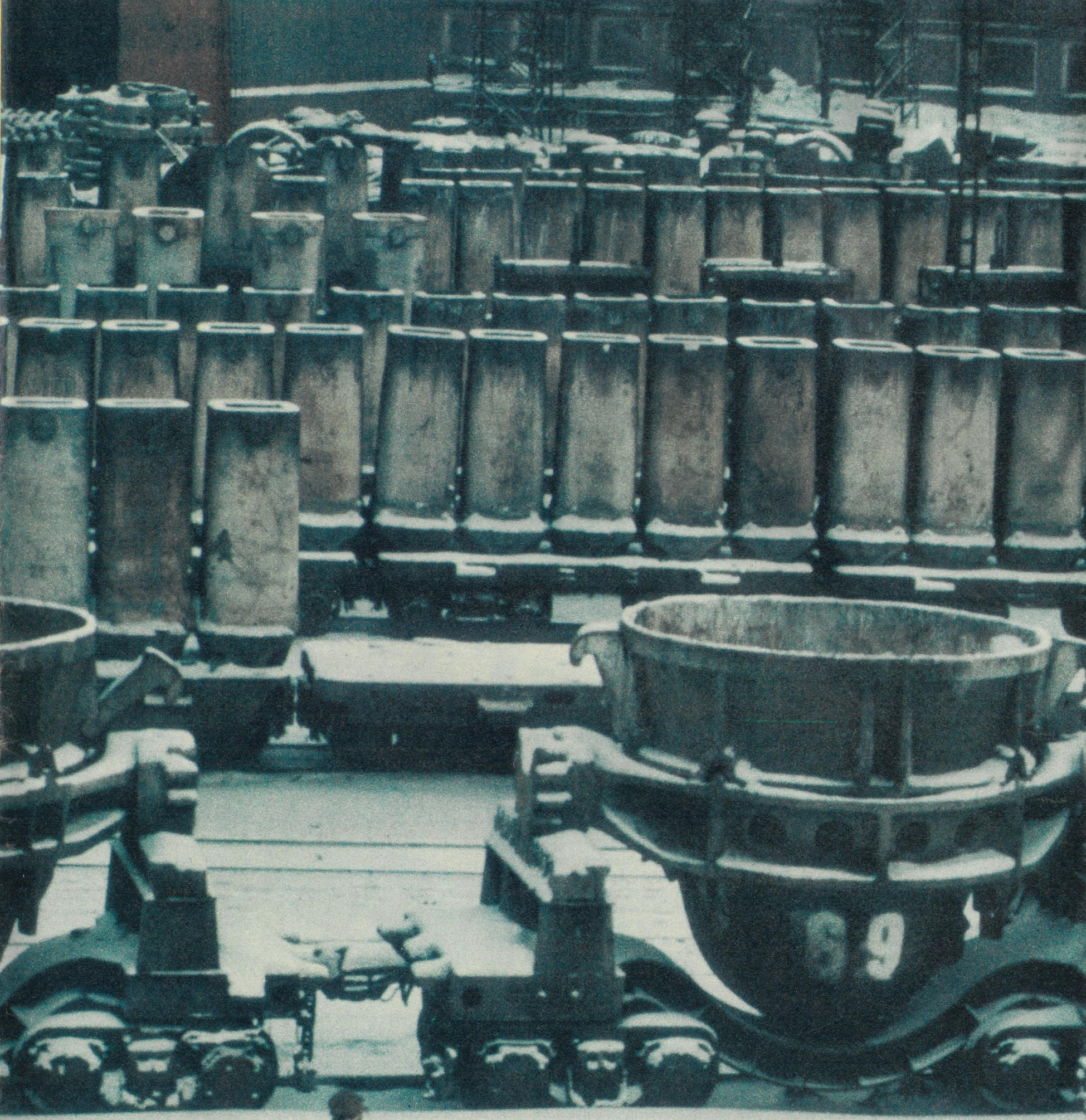
„Die Arbeitsbedingungen waren unvorstellbar schwierig", schreibt Erich Honecker über jene Zeit, da der Eisenberg noch unberührt war. „Dort, wo heute hochgeschossige, komfortable Wohnhäuser und viele zweckmäßige Gesellschaftsbauten eine moderne sozialistische Stadt mit 340 000 Einwohnern bilden, standen Zelte und Lehmhütten... Die Verpflegung war von wechselnder Qualität. Viele Bauarbeiter, meist gerade angeworbene Bauern, trugen noch – daran erinnere ich mich genau – selbstgeflochtene Bastschuhe. Nachts, wenn der Arbeitslärm abebbte, klangen Lieder durch die Steppe, russische Volkslieder und Lieder der Revolution."

Diese Erinnerungen stammen aus seinem Ende der 70er Jahre geschriebenen Buch „Aus meinem Leben", das aufgeblättert vor mir liegt. Damit die Seiten beim Übertragen des Textes nicht zuschlagen, habe ich ein Stück Schlacke darauf gelegt, das ich mir als originellen Briefbeschwerer aus Magnitogorsk mitgebracht habe. Der faustgroße Stein sieht wie ein matt glänzendes Stück Glas aus. Wenn ich ihn im Licht der Schreibtischlampe drehe, flammt wieder die Erinnerung an die unglaubliche Hitze auf, mit der das Feuer den letzten Tropfen geschmolzenen Metalls herausgepreßt hat.



Werk am Eisenberg

Die rauchenden Schlote zeigen: Zwar ist der alte „Eisenberg" schon lange restlos ausgebeutet, doch Magnitogorsk bleibt weiterhin ein bedeutender Eisen- und Stahlproduzent (links oben) ● Durch komplexe Rekonstruktion, wie zum Beispiel den Bau des nunmehr größten Konverterstahlwerkes der Welt, werden auch Fragen einer modernen Arbeitsplatzgestaltung und des Umweltschutzes schrittweise gelöst (rechts) ● Valeri Tschistjakow arbeitet in der Brigade, die das Blech von der 2500er Walzstraße für den Versand vorbereitet und auf die Waggons lädt (oben Mitte) ● Der gesamte Straßenbahnpark, dessen Wagen von der Wohnstadt im europäischen Teil über den Ural-Fluß in den asiatischen Stadtbezirk fahren, gehört dem Kombinat



der damals eine Gruppe kommunistischer deutscher Chefredakteure während einer Studienreise durch die Werke und Stätten des ersten Fünfjahrplanes leitete, sagte im November 1930 auf dem Magnitostroi, daß ihn das, was er gesehen hat, von der Größe der Kraft der Arbeiterklasse überzeugt, die sich angeschickt hat, die Gesellschaft s o z i a l zu erneuern.

Worte, an die ich denken mußte, als ich Magnitka zum ersten Mal sah – bei Nacht, auf dem Wege vom Flughafen. Nur zwei Flugstunden von Moskau entfernt, bot sich plötzlich meinen Augen das Tal dar, erfüllt von einem Lichtermeer. „Am rechten Ufer", erklärte der Fahrer, „werden heute nur noch Wohnhäuser gebaut. Je weiter vom Kombinat weg, desto besser…"

Das Kombinat, aus dem im Krieg jeder zweite Panzer und jedes dritte Geschoß kam, liefert jetzt ein Zehntel der sowjetischen Produk-

Besprechung in der Abteilung, wo Valeris Brigade arbeitet.

„Wir bauen Magnitostroi!" Diese Losung stand an einer rußbedeckten Lokomotive. Sie brachte am 30. Juni 1929 den Zug mit den ersten Bauleuten, die sich am Fuß des Magnetberges niederließen. Hier, an der Grenze zwischen Europa und Asien, einem öden Ort, wo sich unter den Füßen nur das in der Sonne ausgedörrte Reihergras bog, sollten sie ein unglaubliches Werk vollbringen: das größte Hüttenkombinat des Landes aufbauen und in drei Jahren die erste Eisenschmelze anstechen.

Ein amerikanischer Wissenschaftler, der unlängst Magnitogorsk besuchte, erzählte von den Eindrükken seiner Landsleute, die in den 30er Jahren nach Magnitka kamen, um mit ihrem Wissen und Können, mit Ratschlägen (die natürlich mit Goldrubeln bezahlt wurden) behilflich zu sein: „Sie waren verblüfft. Wie kann man das modernste Eisenhüttenkombinat der Welt unter solchen Bedingungen bauen wollen! Es gab weder Schrauben noch Nägel, kein Baumaterial, weder Werkzeuge noch erfahrene Arbeiter. Allein Hoffnungsträume und Enthusiasmus hielten alles in Gang. Und was für meine Landsleute noch unverständlicher war: die Sowjetmenschen hatten es geradezu unmenschlich eilig…"

„Möglich ist, was nötig ist!"

Die Fachleute von jenseits des Ozeans projektierten einen Staudamm, denn das Kombinat und die Baustellen brauchten viel Wasser. Für die Errichtung waren zwei Jahre berechnet worden – aber der Damm stand bereits in 150 Tagen. „Möglich ist, was nötig ist!" Das war nicht nur eine der verbreitetsten Losungen, sondern auch der moralische Imperativ jener Zeit. Heute nennt man dieses Lebens- und Arbeitsgefühl, das damals aufs ganze Land übergriff, den „Geist von Magnitka". Er ist etwa so beschreibbar: tiefer Stolz und Patriotismus, das Bewußtsein um die historische Rolle und das Ansehen des Kombinats bei jedem, der nur irgendwie damit zu tun hatte.

Die Chronisten haben ermittelt, daß Vertreter von 36 Nationalitäten Magnitka aufbauten. Unter den ersten, die diese Gegend erschlossen, waren fast 800 Ausländer. Auch die Komintern und die Kommunistische Jugendinternationale entsandten ihre Vertreter. So trafen im Juni 1931 auf der Baustelle 28 deutsche Jungkommunisten ein, unter ihnen Erich Honecker. Sie hatten sich auf den Aufruf gemeldet, am ersten Unions-Schwerpunktbauobjekt des Komsomol teilzunehmen – der Errichtung des Hochofens Nr. 2. An den Ursprüngen der Tradition des sowjetischen Jugendverbandes, über wichtige Bau- und Wirtschaftsvorhaben des Landes die Patenschaft zu übernehmen, haben also auch die deutschen Freunde gestanden.

Valeri Tschistjakow, der diese Tatsache in seinem Brief an Erich Honecker hervorhob, erzählte mir, daß sein Interesse an den ersten Erbauern von Magnitka und seinen Gründerjahren durch die Eltern geweckt wurde. Sie waren bereits in den 30er Jahren in diese Gegend gekommen und hatten diese Zeiten oft erwähnt. Als ehrenamtlicher Arbeiterkorrespondent des „Magnitogorski Rabotschi" unterhielt sich Tschistjakow auch oft mit anderen Veteranen des Aufbaus von Magnitka, und diese Begegnungen haben ihn davon überzeugt, daß die Schicksale der Bahnbrecher und Details aus ihren Biographien noch manche Lücke im Wissen über die

Geschichte des Landes ausfüllen können…

„Dort, wo bis 1929 nichts als ein weitgehend unberührter Berg aus Eisenerz gestanden hatte, floß im Januar 1932 das erste Roheisen." So steht es in den Erinnerungen von Erich Honecker. Dieses Datum ist zum Geburtstag des Magnitogorsker Hüttenkombinats „W. I. Lenin" geworden. Doch noch gab es keinen abgeschlossenen metallurgischen Zyklus. Davon konnte man erst zwei Jahre später sprechen, als die Montage der ersten Werkhalle beendet wurde.

Indessen waren am linken Ufer des Ural-Flusses, neben den Werkhallen, auch Wohnbauten aus Stein entstanden. Die erste Straße wurde „Pionerskaja" – Straße der Pioniere – genannt. Der erste Brükkenschlag zur wirklichen Urbanisierung war getan. Wilhelm Pieck, tion an Gußeisen, Stahl und Walzgut. Die berühmte Magnitogorsker Erzlagerstätte war in den 70er Jahren im wesentlichen ausgebeutet; heute kommen die Rohstoffe für die Produktion aus anderen Regionen des Landes. Die 63 000 Mitarbeiter des Eisenhüttenkombinats erwirtschafteten 1988 einen Gewinn von 875,1 Millionen Rubeln, und in diesem Jahr sollen es noch 10 Millionen mehr sein.

Vor dem Hintergrund dieser Riesensumme und der vollen Rentabilität muß auch über die sozialen Probleme im Magnitogorsk von heute gesprochen werden. Es gibt nicht wenige, die den Disproportionen aus den Jahren des vorwiegend industriellen Aufbaus geschuldet sind. Jetzt wurde Kurs auf ihre Überwindung genommen – die Umorientierung auf die vordringliche Befriedigung der Be-

Werk am Eisenberg

dürfnisse der Menschen, die natürlich ohne eine technologische Modernisierung der Produktion und ihre Umrüstung unmöglich ist.
Das jedenfalls war die einhellige Meinung all meiner Gesprächspartner, darunter ein Arbeiter, ein Biologe, ein Arzt, ein Journalist, ein leitender Parteifunktionär und ein Architekt. Sie alle nannten ein und denselben Problemkreis: Umweltschutz, Wohnungsbau, Verbesserung des Gesundheitswesens. Sie erwähnten auch die Wege, die zu seiner Lösung eingeschlagen werden; doch an dieser Stelle gingen die Standpunkte manchmal auseinander.

„Eine Stadt, drin zu leben!"

Valentin Sobko, der Sekretär der Kombinats-Parteileitung, beschreibt den Verlauf der Werksrekonstruktion: Ihre Anfangsetappe wird mit der Inbetriebnahme der ersten Stufe an der Sauerstoffkonverter-Halle am Jahresende abgeschlossen sein. „Der Übergang von der Siemens-Martin-Hochofenproduktion auf die Sauerstoffkonverter

Was Valeri neben seinem „Hobby" als Volkskorrespondent noch von der Freizeit bleibt, gehört den beiden Kindern (Foto rechts) und der Frau Galja. Er sagt: „Wir gehen alle furchtbar gern in den Zirkus." (Foto oben)

setzt viele Arbeitskräfte frei und gestattet uns vor allen Dingen, die Zwei-Wannen-Hochöfen außer Betrieb zu setzen, die heute die größten Luftverschmutzer sind." Parallel erfolgt der Bau der vollautomatisierten Warmwalzanlage „2000". „Unsere Wissenschaftler haben die Idee der kokslosen Produktion von Stahl eingebracht, bei der das Umweltrisiko bedeutend geringer ist. Dabei wird diese Methode sowohl wesentlich wirtschaftlicher als auch ohne Umweltbelastungen sein."

Valentin Sobko erzählt auch von der eigenen Wohnungsbau-Organisation, die im Betrieb geschaffen wurde. Sie wird Wohnungen für die Mitarbeiter des Kombinats errichten, das in den letzten drei Jahren unter den Bedingungen teilweiser wirtschaftlicher Rechnungsführung gearbeitet hat und sich damit das Recht erarbeitete, den überplanmäßigen Gewinn eigenverantwortlich auszugeben. Schon jetzt stellt es mit eigenen Kräften jährlich fast 25 000 Quadratmeter Wohnraum bereit.
„War früher die Lösung der sozialen Fragen der Verwaltung überlassen", sagt der Parteisekretär, „so wird sie heute von den Räten der Werktätigen in den Kollektiven unter Kontrolle genommen." Auf seine Art unterstützt auch Valeri Tschistjakow, Arbeiter in der Blechwalzerei des Werkes, diese Meinung: „Ich bin Volkskorrespondent der Stadtzeitung. Früher habe ich oft nur Meldungen über jene geschrieben, die erfolgreicher als die anderen den Produktionsplan erfüllt hatten. Heute widmet sich die Zeitung mehr den Arbeits- und Lebensbedingungen. Als Volkskorrespondent habe ich zum Beispiel den Bau des Straßenbahndepots publik gemacht – immerhin sind in den letzten Jahren neue Wohngebiete entstanden, und für viele Menschen wurde es zu einem tagtäglichen Problem, auf schnellstem Wege zur Arbeit und von dort wieder nach Hause zu gelangen."
Wo, wenn nicht in der Stadtzeitung, sollte man die Bedürfnisse der Bevölkerung kennen? Mehr als 12 000 Briefe erhält der „Magnitogorsker Arbeiter" jährlich. Redakteur Valeri Kutscher ist überzeugt davon, daß auch die Stadt so bald als möglich die wirtschaftliche Rechnungsführung braucht. „Nur dann wird der Stadtsowjet ein solcher Hausherr sein, dem sein Budget gestattet, den Bau einer neuen Schule oder eines Krankenhauses nicht nur zu beschließen, sondern auch durchzusetzen." Eine starke Stadtverwaltung könne dann auch die Schuldigen am sorglosen Umgang mit der Umwelt strenger zur Rechenschaft ziehen.
Dieses Thema wird heute in der Öffentlichkeit von Magnitka breit diskutiert. Der Komsomol war einer der ersten, der sich ernsthaft um die Lösung ökologischer Probleme bemühte. Wladimir Schmakow, 2. Sekretär des Stadtkomitees, sagt, daß die Komsomolorganisation heute alles daran setzt, jegliche Jugendinitiative zu unterstützen. „Beispielsweise in der Bewegung zur Schaffung eines Öko-Parks in Magnitogorsk."
Hiermit unmittelbar befaßt ist die wissenschaftliche Produktionsvereinigung „Ökologie" beim Stadtkomitee des Komsomol. Ihr Direktor, der Biologe Wladimir Pakulin, meint, daß nicht alles von den übergeordneten Institutionen abhängt. „Wir bemühen uns, einem jeden eine elementare ökologische Bildung zu vermitteln. Doch hier hilft allein die Theorie nicht. Wir brauchen praktische Taten. Deshalb wurde der Beschluß gefaßt, am Rande von Magnitogorsk, wo der Stadtsowjet 56 Hektar Boden zur Verfügung stellte, einen Park anzulegen, der in seiner Art ein ökologisches Modell sein wird." Zu Kombinat und Stadt ein Park am Eisenberg – das Werk nunmehr der Enkel der Stadtgründer von 1929 ...
Übrigens hat auch Wladimir Pakulin Briefe in die DDR geschrieben: Er hat sich an Landschaftsarchitekten des Bruderlandes gewandt, um von ihnen Hilfe für die Projektierung des Parks zu erhalten. „Sie sind anerkannte Spezialisten auf diesem Gebiet", sagt er.

Im nächsten Heft:

Gut geschaltet, TROjaner!

Ein fotografisches Brigadeporträt aus der Stufenschalterproduktion des Berliner Transformatorenwerkes „Karl Liebknecht".

Neue Memoirenserie

Harry Naujoks erinnert sich an die leidvollen Jahre im Konzentrationslager Sachsenhausen, in dem er als Lageräl tester bemüht war, das Los der Mitgefangenen zu erleichtern.

Dramatik in der Grönlandsee

27 Polarforscher auf schmelzender Eisscholle. – Die „Rossija" durchbricht Packeisberge, rettet die Männer von „Nordpol 28".

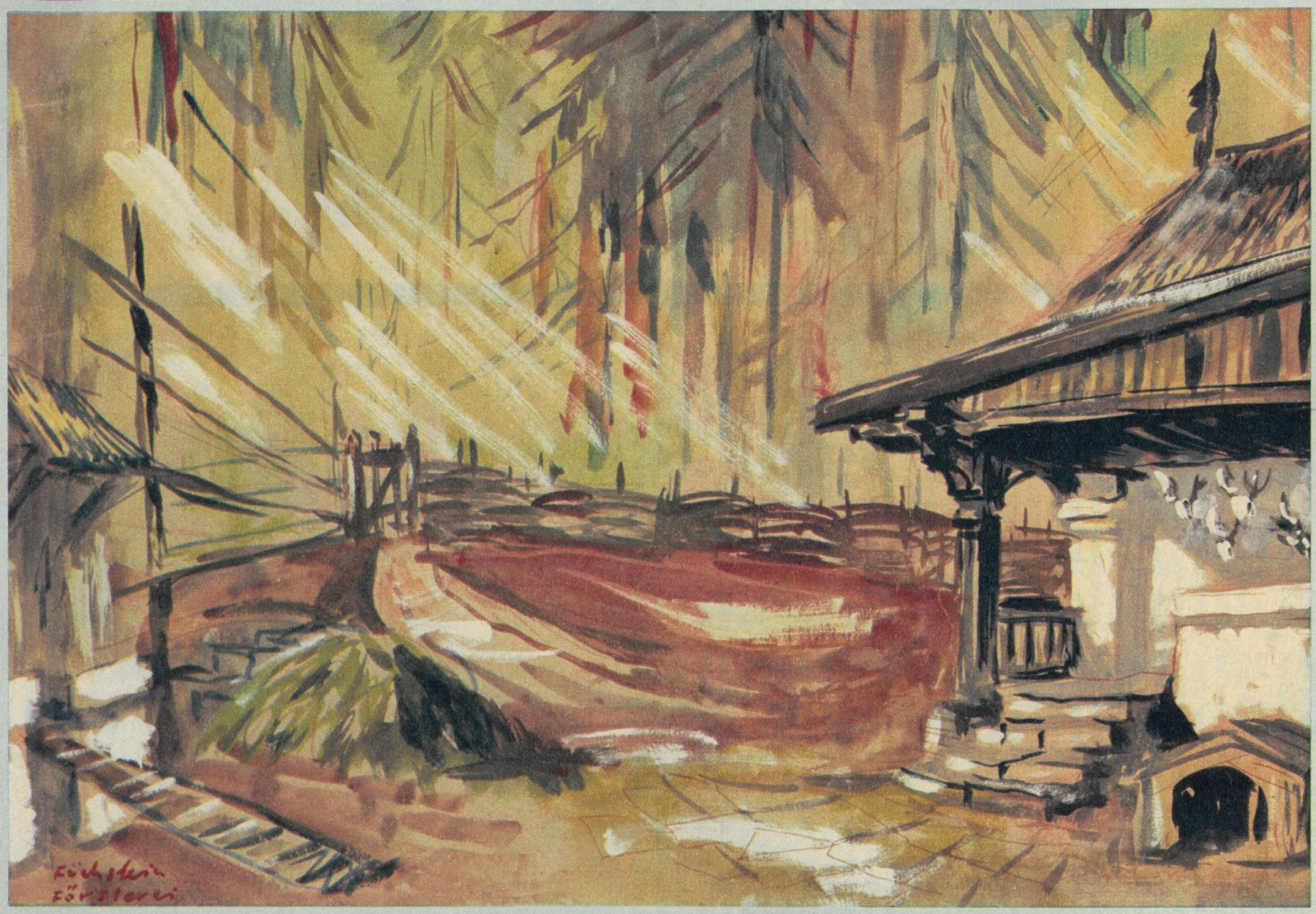
Foto: D. Sokolow/TASS

Millionen-Bruch

Der größte in der ČSSR vorhandene Granat (12,3 Millimeter Durchmesser, 2,64 Gramm schwer) wurde in diesem Schmuckstück verarbeitet. Ausgestellt ist er im Museum Třebenice. Im Mai 1988 wurde dort mit anderen Juwelen auch der Granatschmuck der Ulrike von Levetzow geraubt.

Foto: V. Lammer

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.



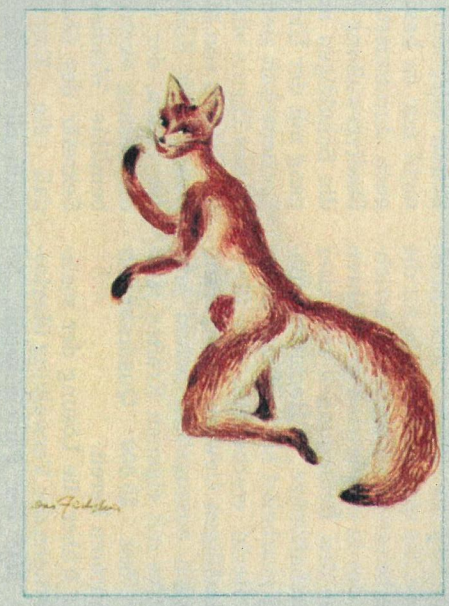
FREIE WELT

BÜHNENBILDER AUS DER DDR (2)

Rudolf Heinrich

Das schlaue Füchslein

(von Leoš Janáček)



Preisfrage:

Ein Landsmann Leoš Janáčeks, Begründer der klassischen tschechischen Musik, vollendete 1866 seine berühmteste Oper. Wie heißt sie, und wer ist ihr Komponist?

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3.–5. Preis je 50,– Mark

Lösung bitte auf Postkarte bis 15. März 1989 (Poststempel) an FREIE WELT, Postfach 10 Berlin, 1056 Gewinner in Heft 7/89

Redaktion: U. Weil
Reproduktionen: Berliner Verlag

„Dieses musikalische Schatzkästlein erfreut sich der Bewunderung der ganzen Welt, wieso sollten wir es nicht darum besonders lieben und diesem ‚Wunder' unsere besten Glückwünsche zuteil werden lassen." So dankte der Dichter Johannes R. Becher, der auch Kulturminister der DDR war, in seiner Laudatio zum 10jährigen Bestehen der Komischen Oper 1957 ihrem Intendanten und Chefregisseur Walter Felsenstein für das von ihm geschaffene realistische Musiktheater. Ein glanzvoller Höhepunkt war die Inszenierung „Das schlaue Füchslein" mit Irmgard Arnold in der Titelrolle, Rudolf Asmus als Förster, Werner Enders als Schulmeister. Rudolf Heinrich, einer der ersten, der in der Oper das dramaturgische Denken zum Ausgangspunkt bühnenbildnerischen Arbeitens machte, entwarf für Felsenstein die in satten Farben leuchtenden Bühnenbilder und die phantasievollen Kostüme der über dreißig kleinen und kleinsten Kinder des mährischen Waldes, von Fuchs, Dachs und Eule bis hin zu den sonnigen, kurzlebigen Fliegen, Faltern und Käfern. „All dies Gewimmel will da Unterschlupf und Nahrung finden. Baum, Risse, Rinde, Moos und Erdlöcher, Wurzeln und Gräser mußten wenigstens einmal greifbar erscheinen, so entstand der Füchslein-Wald" – notierte Rudolf Heinrich zu Janáčeks philosophischem Märchen über Mensch und Natur. „Das schlaue Füchslein" erlebte mehr als 150 Vorstellungen und feierte nicht nur in Berlin Triumphe. Mit ihm bezauberte die Komische Oper das Publikum beim „Prager Frühling" und zu den Internationalen Musikfestspielen in Wiesbaden. 1957 eroberte es auch Paris, als französische Erstaufführung im Spielplan des „Theaters der Nationen". Die Ensemblearbeit ist bewundernswert, die Darstellerin des Füchsleins erreicht den Gipfel der Lebendigkeit… schrieb die Kritik. Felsenstein, erinnert sich Irmgard Arnold, forderte eine absolute Identifizierung mit dem physischen und psychischen Zustand des Darzustellenden. „Als Füchslein Schlaukopf mußte ich ein freches, fröhliches Waldtier ‚leben'. Er schonte mich nicht, sich auch nicht, machte es vor. Am Ende jeder Probe hatte ich vom Springen, Hüpfen, Kriechen am ganzen Körper blaue Flecken… es war meine anstrengendste, interessanteste und schönste Rolle."